Schlafwagen-Bibliothek II.

Feuilletonistische Karrikaturen

gezeichnet

von

E. G. Schack.

Inhalt:

München.

Friedrich Adolf Ackermann.

Preis 50 Pfennige.

Knorr & Hirth, München.

Nach berühmten Schablonen.

Nach berühmten Schablonen.

Feuilletonistische Karrikaturen

gezeichnet

von

Eberhardt Gustav Schack.

Zweite Auflage.

Inhalt:

München, 1879.

Adolf Ackermann.

Vorwort.

Die nachstehenden Dummheiten haben der Fahrt in einem Schnellzugcoupé erster Klasse zwischen Berlin und Rügen ihren Ursprung zu verdanken und sind unter den beseligenden Wirkungen einer exquisiten Waldmeisterbowle, unter dem Einfluß einer heiteren Laune übermüthiger Gesinnungsgenossen dictirt und niedergeschrieben worden.

„Rakowitza!" schrie der fliegende Buchhändler, als der Stettiner Schnellzug eben am Perron in Neustadt=Eberswalde anhielt. Ich dachte bei dem Ausruf an Slibowitz, Gilka und Chartreuse, aber Täuschung, er reichte mir eine Druckschrift durchs Fenster. „Sehr interessant!" ergänzte der Handlanger deutscher Literatur, schob sein Geld ein und rief die ganze Wagenreihe ab: „Rakowitza, Rakowitza, billig, sehr billig!"

„Was haben Sie da Neues?" fragte mein Reisegefährte, ein bekannter Feuilletonist und geistreicher Beitragslieferant für Lindau'sche Redactionsbureaus.

„Meine Beziehungen", entgegnete ich und fing an, mit dem Messer aufzuschneiden. — „Au!" rief der Literat. — „Wieso?" meinte ich. — „Mohrenwäsche!" sagte er und zündete seine Cigarre an. — „Sie blättert sich ab bis zur nächsten Station — ich meine die Helene, nicht die Cigarre —; dann mache ich es, wie die Engländer mit der Tauchnitz, bevor sie über den Canal schiffen, und werfe sie zum Waggonfenster hinaus."

„Nun?" fragte mein Literat, als ich kurz vor Pasewalk mit dem Buche zu Ende war: „Nichtwahr? „Difficile Satiram non scribere"!" — „Sie haben Recht", sagte ich, und die aufgeschnittene Rakowitza flog unter Accusativ cum Infinitiv in die Lüfte wie ein Vogel mit losen Federn.

In Pasewalk stürzte ich mich in neue literarische Unkosten. „Mauthner, Parodien, Achte Auflage!" rief der fliegende Merkur von der Presse. Ich kaufte. — — —

Große Ereignisse werfen ihre Schatten vor-

aus. Ich hatte schon in München in einer Anwandlung von Tobsucht eine spaßhafte, kleine Novelle geschrieben und sie einigen meiner pommerschen Commilitonen zum Lesen gegeben. „Ganz Heyse!" sagte der Eine, „beinahe Heyse!" sagte der Andere, „keine Spur von Heyse!" meinte der Dritte. Das klang mir aus dem Munde meines Trifolium wie ein wunderlicher Orakelspruch, den ich mir zusammenschweißte in den Ausspruch: „Jedenfalls Heyse-Vermauthnerung", und Abends hatte ich mich schlafengelegt mit dem Gedanken: „Es muß Alles vermauthnert werden!"

So rief ja schon der alte Virgil und Blumauer paffte ihm einen Zug aus seinem Ulmer Meerschaumkopf ins Gesicht. „Es muß Alles vermauthnert werden!" — rief der Chemnitzer Abgeordnete, und hielt einen Vortrag über Mommsen'sche Geschichtsfälschung. „Es muß Alles vermauthnert werden!" klagten die Nibelungenrecken in Walhall, und das Bühnenweihfestspiel wurde heruntertrilogirt und im Circus geritten. Und die Vermauthnerung ging vor sich über Alles, was eine kleinstädtische Leihbibliothek an Doubletten anzuschaffen einst der Mühe werth fand.

So reiften die Ausgelassenheiten dieser Blätter und schossen mit derselben Schnelligkeit hervor wie das junge Grün am Baume nach warmem Mairegen, und wenn nun der Verfasser auf seiner nächsten Fahrt zwischen Pasewalk und Neustadt-Eberswalde den ambulanten Ausrufer hört: „Schablonen, billig, sehr billig!“ — so hat sich die famose Maibowle schon bezahlt gemacht, und Du, Leser auf den Dampfboten, in den sterbenslangweiligen Bädern und in den Schwitzkästen der Eisenbahnen, wirst dann ahnungslos auch nach den „Schablonen“ greifen als Nachtisch- oder Nachttischlektüre und Deine Schlaflosigkeit vertreiben. Probatum est! — und weiter hat es keinen Zweck. Es sind aber auch die Fälle nicht selten, daß man über die größten Dummheiten lachen muß, da wird denn, denke ich, in einer Zeit der literarischen Spießruthen auch dieser Scherz erlaubt sein, und — schon der so weit über Deutschlands Grenzen vortheilhaft bekannte Neumann sagte: „Spaß muß sein!“ —

Saßnitz, Pfingsten 1879.

Der Attentäter.

Paul Heyse.

Meisterhaft konntest Du jüngst den Buch-
händlerstand persifliren,
Du, der wie Keiner zuvor, Herz zum
Verlegen gewann.
Willst Du, gefeierter Freund, dich lieb-
reich mit mir versöhnen,
Nimm diesen harmlosen Scherz nachsichtig
auf nun durch mich.
(Der deutsche Buchhandel.)

Wie die krystallene Fluth der sprudelnden Fontaine' den erschlaffenden Körper, so soll die durchsichtige Novelle den Geist erfrischen und beleben. Weder die eine noch die andere darf sich im Sande verlaufen.

Wollt ihr zugleich den Kindern der
Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den
Teufel dazu!
(Schiller.)

Das verlorene Paradies.

(Eine Künstlernovellette.)

Längs der Riva degli Schiavoni eilte gleichmäßigen Schrittes ein junger Mann, ängstlich den kurzgemessenen Schatten suchend, den die Mittags-

sonne auf der Riva brennende Trachtplatten zeichnete. Vor einem stattlichen Hause mit hohen Aufgangsstufen blieb er stehen und trocknete, den Hut lüftend, die erhitzte Stirn mit einem seidenen Tuche, das er fächelnd in der Hand behielt, ordnete das struppigbraune Haar und verlor sich im kühlen Schatten der Casa Piccadilli, genannt nach der Padrona, welche diesen Namen führte. Im ersten Stockwerk betrat er sein Zimmer, ein mittelgroßes Gemach mit geräumigem Alkoven, in welchem zwei Betten durch weite Gazevorhänge verhüllt waren. „Giovanni ist nicht hier", murmelte er leise, als er auch das nebenanstoßende geräumige und nach Norden gelegene Maleratelier betreten hatte. Nachdem er aber zum Balcon hinausgetreten, welcher einen Ueberblick auf ein üppiges Gärtchen gewährte, zog er plötzlich wie gelähmt den Fuß zurück. Er hatte gesehen, was er nicht sehen sollte, was aber den Blicken jedes leidenschaftslosen Beschauers Freude gemacht haben würde: ein Bild voll Anmuth und Lieblichkeit, wie unser Held, denn er war ein Maler und nannte sich Gabrieli, es noch niemals auf die Leinwand zu bringen vermocht. Inmitten eines kleinen Rasenplatzes, beschattet von Pinien, Ahorn und Geisblatt, lehnte am breiten Steinrande einer Fontaine eine weibliche Gestalt, schön, schlank und von jener lieblichen

Ueppigkeit, wie sie uns in Palma's Frauenbildern gezeigt wird. Sie stand in hellen Morgenkleidern regungslos in ungekünstelter Haltung, voll Anmuth den rechten Arm ausgestreckt und die herabfallenden kühlen Tropfen der Fontaine auffangend, welche in kleinen Cascaden die zierliche, hohle Hand überflutheten. Keine Muskel rührte sich an diesem Bilde, das mit seinem weißen faltenreichen Gewande vom Bildhauer wie an den Rand der Fontaine gemeißelt schien, nur die prachtvollen dunkeln Augen unter den breitgeschwungenen Lidern mit flüchtigem Auf- und Niederschlag, das leise, leichte Heben und Sinken der Busenwelle sprachen von Leben, und von welch' einem Leben!

Nur wenige Schritte seitwärts saß Giovanni, der Ateliergenosse Gabrieli's. Er zeichnete die Gestalt am Brunnen und war so vertieft in seine Arbeit, daß er nicht bemerkte, wie Gabrieli mit seinem Skizzenbuche auf den Balcon hinaustrat und ebenfalls zu zeichnen begann.

„Also doch!" murmelte Gabrieli durch die Lippen, „für ihn thut sie, was sie mir so beharrlich verweigert, um das ich sie immer vergeblich gebeten". Dabei war er, das kleinste Geräusch vermeidend, bemüht, anfangs mit zitternder Hand, dann mit raschen, kühnen Strichen das Bild zu zeichnen, was

sich hier unfreiwillig ihm darbot. Es wuchs ihm wie aus Geisterhand unter dem genialen Stift hervor und er war früher fertig als der Andere da unten. Der hatte inzwischen wiederholt seine Arbeit unterbrochen, hatte hie und da eine Falte am Gewande des schönen Mädchens zurechtgelegt, während Der auf dem Balcon bereits die letzten Striche hinwarf. Als Gabrieli fertig war, entwarf er noch in flüchtigen Conturen einen zeichnenden Gnomen auf dasselbe Papier; das sollte Giovanni sein und der Gnom war eine Anspielung auf den kleinen, fast unmerklichen Höcker, mit welchem die Natur den Ateliergenossen Gabrieli's bedacht hatte. „Mariuccia in nebenbuhlerischer Absicht gemalt" — schrieb er dann unter das Blatt und trat in den kühlen Schatten des Ateliers zurück.

Unterdessen sollte auch die Scene da unten ihr Ende finden. Eine Mücke hatte sich auf den weißen Arm des Mädchens gesetzt; da riß ihm die Geduld, übermüthig schleuderte Mariuccia die mit der Hand aufgefangenen Tropfen im weiten Bogen um sich, den Maler und sein Werk tüchtig benetzend. Giovanni sprang unwillig über das schöne Mädchen von seinem niederen Steinsitz empor. „Es wird doch nichts", sprach Mariuccia mit schlecht accentuirten deutschen Worten, „lassen wir es gut sein, Giovanni, nicht jede

Venetianerin wird es sich gefallen lassen, wenn ein deutscher pittore bald am Busenbande zupft und nestelt, bald den Arm streift, wo es gar nicht nöthig ist, oder die Falten noch knapper um die Hüften zerrt.“ Fast beschämt sah Giovanni auf sein Werk, dann auf Mariuccia, die ihre Hand im sonnenversengten Rasen trocknete. „Mariuccia“, sprach er lebhaft, „Ihr habt mir's versprochen, als ich gestern mit Euch über den Lido fuhr. Warum haltet Ihr so schlecht Euer Wort?“ — „Weil ich nicht will, daß Ihr eine Heilige aus mir macht“, entgegnete das Mädchen ruhig und obwohl sie stolz das schöne Haupt in den Nacken warf, fuhr sie mit sanftmüthiger Stimme fort: „Ihr seid Beide keine Maler italienischen Schlages“, und legte ihren Arm in den seinen. „Warum seid Ihr nicht in Monaco geblieben, bei Euren steifen, phantasielosen Straßendirnen, Euren scrophulösen Heiligenmodellen? Es ist vergebliche Mühe, Ihr seid alle Beide krank, besonders Gabrieli mit seinen histerischen Mätyrerfrauen; das riecht Alles nach Krankenstuben und Kirchhöfen, keine gesunde Faser glühenden Lebens. Per Bacco! daß Ihr von einem Weibe lernen müßt!“

„Ihr seid hart und ungerecht, zum mindesten gegen Gabrieli, er ist einer der größten Maler in Monaco, aber er geht seinen Weg und ich bemühe

mich, sein Schüler zu sein". — „Corpo di Dio!" fiel Mariuccia ein, ich möchte nicht ausgehängt sein in der Societa delle belle Arti, so farb- und talentlos wiedergegeben. Ich will schön sein, so lange ich jung bin", fuhr sie lebhafter fort, „zum Fischweib auf dem Rialto oder zur Kirchenmaus lasse ich mich durch Euren Pinsel nicht herabwürdigen". Giovanni wollte Verwahrung einlegen, aber Mariuccia fuhr lächelnd fort: „Eure Malerei, Signor Giovanni, ist eine Krankheit, Ihr leidet an Formenblindheit, dagegen könnte ich nun wohl helfen", und sie legte wie bestätigend unwillkürlich die Hand auf den Busen, „aber in Euren Kerkerthüren und Leichenhallen mag ich nicht sitzen mit meinem frischen Gesicht. Werft sie in die Lagunen, diese Kindesmörderinnen, Betschwestern, Gefangenen, und all' die frisirten Todtenköpfe; per Dio! ein Arsenal des Todes! Verwesung! Blutgerüst!" Giovanni antwortete nicht sogleich, er war ganz starr von ihrer Rede. War das Mariuccia, die allsonntäglich in der Maria formosa vor drei Altären kniete? Sie fühlte seinen langen, prüfenden Blick durch die gesenkten Wimpern und als er wieder zu reden anfing, klang seine Stimme gepreßt. „Ihr wollt mich nicht verstehen, Mariuccia, was Ihr da sagt, trifft Alles zu auf Gabrieli, ich bin nur sein Schüler und muß

wohl" — — Dann ihre Hand ergreifend, zitterte er leise und er zog das schöne Mädchen unter den dichten Schatten der Geisblattbüsche, dahin, wo es am dunkelsten. „O, Mariuccia, ich sage mich los von dieser gräßlichen Leichenmalerei um Euretwillen, aber unter einer Bedingung." — „Welche Bedingung?" frug sie lächelnd. „Seht, Mariuccia", fuhr er, durch den harmlosen Ton ihrer Worte ermuthigt, fort, „ich bin kein schöner Mann, Ihr habt von meinem Höcker nichts zu fürchten" — „Die Bedingung", unterbrach ihn das Mädchen zaghaft und doch neugierig gemacht. Und Giovanni brachte seine Lippen zitternd an ihr feines Ohrläppchen — er hätte sie küssen können — und sagte: „Ich bin geheilt, wenn Ihr es wollt, ich muß Euch als Amphitrite malen." Mariuccia erschrak nicht, sie war vorhin so hart gewesen gegen den strebsamen Künstler, aus ihren Augen leuchtete stille Gewährung und sie nickte, schalkhaft den Finger auf die Lippen legend. „Ich begreife", sagte sie, vollkommen ruhig, „daß Euch das erste beste Fischweib vom Rialto diesen Dienst nicht erweisen darf — um Eurer Kunst willen, und ich sehe, Ihr werdet vernünftig, jedoch", fuhr sie fort, „es muß ja nicht gleich sein." „Aber bald, bald", rief Giovanni flüsternd. „Ich verspreche nichts", beherrschte sich Mariuccia, „doch gestehe ich

Euch gern, wenn ich die Wahl hätte zwischen Werther's Leiden und Zschokkino's Stunden der Andacht, so würde ich zum Bocaccio greifen, den Padronessa mir in ihrer Truhe verschlossen hält." — „O, Dank, Dank!" stürmte es aus Giovanni's heißen Sinnen, er wollte ihre Hand wieder erfassen, einen baciozzo darauf drücken, aber Mariuccia war geschwind wie ein Gazelle im Schatten der Casa Piccadilli verschwunden.

Gabrieli und Giovanni waren deutscher Abkunft, wohlhabende junge Leute, die ihren Studien in Venedig nachgingen. Beide verfolgten eine höchst einseitige' Richtung, Gabrieli mit ausgesprochenem Talent, aber man durfte von ihm sagen: er war in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges nicht bewußt. Giovanni, sein Schüler und willenloser Anbeter dieser Richtung, hatte nie geglänzt; denn er trug eine ausgelassene Manierirtheit zur Schau, welche zuletzt in abscheulichen Landschaften in Schweinfurter-Grün mit einer biblischen Staffage gipfelte, welche letztere nicht an die Vollkommenheit des sechsten Schöpfungstages, sondern eher an fratzenhafte Truggestalten in Dante's „Inferno" oder an eine Entwickelungsgeschichte der Saurier erinnern

konnte. Diese Kunststücke trieb er so weit, daß man ihn ein Zeit lang in Monaco den Clown des Kunstvereins, in Venedig den pittore da scabelli genannt, und er verschwand vom Schauplatz. Mariuccia, das gesunde Ebenbild der zweiten Hälfte des sechsten Schöpfungstages, hatte den traurigen Entwickelungsgang ihrer beiden Hausgenossen längst erkannt und konnte ihnen zuweilen kleine Anwandlungen einer sinnlichen Ausgelassenheit zeigen, sobald Gabrieli Besuch von hektischen Nähterinnen, aussätzigen Bettlerinnen und zerlumpten Gassenweibern im Atelier gehabt hatte. Sie stand unter dem Schutze einer Verwandten, der Padrona Piccadilli, einer reichen Dame, welche das gutmüthige Verhältniß der jungen Leute zu ihrer Schutzbefohlenen nicht ungern sah, so lange die beiden Maler die Miethe pünktlich zahlten und zeitweilig ihren Balcon besuchten, wo Giovanni mit dem Rauch seiner Cavour ihr die Mücken verscheuchen durfte. Gabrieli rauchte nicht. So lange der schönen Mariuccia von beiden Herren gleichzeitig der Hof gemacht wurde, konnte Signora Piccadilli ruhigen Gemüthes sein, sie gestattete deshalb gemeinschaftliche Gondelausflüge, denen sie selbst als viertes Blatt im Klee sich gern anschloß. Einen Freier suchte und wollte sie in diesen deutschen pittori für das Mädchen nicht, sie wollte mit ihrem

Schützling, der in den reichsten und höchsten Kreisen als bewunderte bellissima ragazza Venetias galt, höher hinaus, ja Padrona dachte im Hinblick auf Mariuccia zuweilen an das große Schicksal der einstigen Tochter der Republik, Catarina Cornaro.

Auf Maria della Salute hatte es fünf Uhr geschlagen. Die Zeit der Siesta war vorüber. Venedig rieb sich die Augen und gähnte dem Abend entgegen, Fensterbehänge und Thürdraperien wurden gelichtet.

Gabrieli saß vor einer ungeheuren Leinwand, das Haupt gestützt, sein Antlitz trug Spuren eines stillen Wahnsinns. Welch' eine entsetzliche Leinwand! Welch' ein barbarischer Vorwurf! Welch' eine zermarterte Phantasie! Das bald vollendete Gemälde stellte das Innere einer Morgue vor, Dutzende von Leichen: Weiber, Greise und Kinder, Ertrunkene, Erschlagene, Selbstmörder, lagen starr ausgestreckt auf Tischen und in Glaskästen. Kein lebendes Geschöpf in diesem Raume des Grauens und der Verwesung, nur inmitten dieser Schauerstätte richtete sich der Körper einer Scheintodten aus einem Sarge zum Leben empor. Die Augen hohl, die blutlosen

Lippen geöffnet, glaubte man den Schreckensschrei dieser Erbarmungswürdigen zu hören aus Entsetzen, sich wiederzufinden unter all' diesen Verbrecherleichen. Es war ein kärglicher Behälter, dieser Sarg: vier Bretter und zwei Brettchen, das Gesicht dieser Unglücklichen zeigte die entstellten Züge der Mariuccia. — Gabrieli hörte Schritte, er sprang plötzlich auf und zog einen Vorhang über die Morgue. Der Eintretende war Giovanni mit weingeröthetem Antlitz. Fauchend und blasend ließ er sich in einer dunkeln Ecke schwerfällig nieder.

„Guten Tag, Gabrieli!" lallte er.

Keine Antwort. —

„Höre, der Cypernwein war gut, ich habe ihm heute stärker zugesprochen,' und das auf Mariuccia's Wohl."

„Per Bacco!" murmelte Gabrieli und warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. Giovanni zündete seine Cavour an einer ewigen Lampe an, die Padronessa Piccadilli's fromme Sitte in jener dunkeln Alkovennische nährte. „Was stöhnst Du, was sitz'st Du dorten vor den Schrecknissen der Hölle? Komm, draußen ist Leben und Gesundheit, Du bist krank, komm sage ich!"

„Ich bin nicht krank", murmelte Gabrieli. —

„Komm, sie will Dich bekehren, Dich gesund machen, sie ist ein herrliches Geschöpf!" —

„Mariuccia?"

„Si, Signore!"

„Komm, laß' Dich führen, lieber Meister, und lass' die Todten ihre Todten begraben" —

„Du sprichst im Weinrausch." —

„Thor, der Du bist, es muß ein Ende nehmen mit der Leichenmalerei, ich sage mich los von Dir."

„Giovanni, weiche von mir! Du hascheſt nach sündhaften Formen."

„Es lebe das Fleisch! Leben will ich, das Atelier des großen Gabrieli wird mir zum Kloster-kirchhof. Komm, komm, draußen auf dem Balcon liegt Mariuccia schlafbefangen, berausche Dich an ihren Formen, male sie im Schlaf, denn wachend wird sie es Dir niemals gestatten."

Gabrieli seufzte, Giovanni's rothes Gesicht nahm einen cynischen Ausdruck an. „Ich habe jetzt Muth genug, Venus und alle Nereiden des Welt-meers auf die Leinwand zu werfen". Sein Schritt war unsicher, als er sich hinausschlich. Gabrieli folgte ihm fast willenlos. Auf einem Ruhepolster lag Mariuccia, die schönen Glieder ausgestreckt, im Halbschlaf. Der marmorgemeißelte volle Arm hing zur Erde herab. Schlief sie oder stellte sie sich schlafend? Sie blieb regungslos, als die beiden Maler den Balcon betraten.

„Wie berückend und schön sie ist!“ lispelte Gabrieli leise und nahm am Kopfende der Schlummernden Platz, seine Augen flogen schamhaft über die lässig verhüllte Brust, dann hob er ein Buch auf, das der Ruhenden entfallen, und blätterte nach dem Titel. „Paolo's Novelle morali“, las er. — „Unmoralische Novellen für Backfische“, ergänzte Giovanni spöttisch. „Das ist ein Widerspruch“, meinte Gabrieli. — „Oder ein Pleonasmus“, fiel Mariuccia ein und richtete sich auf. „Streiten wir nicht, Signorina“, entgegnete Giovanni lächelnd, „und wenn Ihr Euch ermuntert haben werdet, so thut ein gutes Werk an Diesem da und bekehrt ihn, wie Ihr mich bekehrt habt.“ — Mariuccia wies durch die lächelnden Lippen ihre blendenden Perlen und ließ einen überströmenden Blick auf den armen Gabrieli fallen, der schüchtern dem Spiel dieser gluthenden Augen auswich.

„Eine Schale Sorbett ist seit Kurzem seine tägliche Nahrung, gebt ihm zu essen und das ewige Leben.“

„Es ist wahr, ich friste mein Dasein spärlich von Maccaroni und etwas Polenta; diese italienische Kost sagt mir nicht zu.“ —

„Die Kost ist es nicht, amico“, fiel das Mädchen ein, mit einem schlauen Blick — „Eure Krank-

heit sitzt unter den Rippen oder wie bei den Weibern im Hystos", setzte sie naiv hinzu. „Ich wette, Euer Freund läßt sich Nichts abgehen." — „Man speist sehr gut bei Quadri", versetzte Giovanni und schüttelte sich vor Lachen, daß sein kleiner Höcker in Schwingung kam. Mariuccia spielte Kugel und Fangeball mit ihren Augen, indem sie Gabrieli vorrechnete, wie schön das Leben sein könne, wenn Freiheit, frische Luft und die Freude am Guten und Schönen zum Genusse lade.

„Ihr habt Recht", erwiederte er, „es ist berückend, was Ihr da sagt, allein ich liege in den Armen meiner Kunst gefesselt, ich kann um ihretwillen nicht zum Sklavenbandenbrecher werden, und wenn Ihr so weiter redet, bestrickt Ihr mich vollends. Ich darf nicht wissen, ob Winter oder Sommer, mein Atelier ist mein Todtenschrein, mein Nachruhm ist das Veilchen, das auf meinem Grabhügel blüht und sich der Luft und des Lichtes freuen darf." —

Mariuccia lachte mit ihrer Silberstimme wie eine elektrische Klingel. —

Die Padronessa kam und brachte eine prächtige Schale Sorbetto, Mariuccia zerlegte die Erfrischung mit zierlicher Handbewegung in vier gleiche Theile und reichte Jedem ein Krystallschälchen. Die Padrona

lächelte: „Signor Gabrieli", sagte sie, „heller Vollmondschein steht in meinem Kalender. Wann werden wir die verheißene Fahrt nach Elena machen?" — „Heute noch!" fiel ihr Mariuccia lebhaft in die Rede, ohne die Antwort Gabrieli's abzuwarten. — Die beiden Maler nickten zustimmend Beifall.

„Per Bacco! es ist heiße Luft auf den Lagunen, werden wir zuvor ein Bad nehmen?" — „Der Gondelier mag in der „Sirene" anlegen", meinte Giovanni.

„Pfui, in dem Lagunenschmutz? Nimmermehr! Nur die klare Najade soll meine Glieder berühren", sagte das schöne Mädchen, „ich bitte also, Signor Giovanni, um eine gedeckte Barke."

Heilige Mondnacht lag auf Venedig und den belebten Lagunen, aber weit hinter dem Lido auf einsamen Silberwellen schwamm die Barke. Padronas Augen waren leicht geschlossen, Mariuccia sandte die Blicke in unermess'ne Ferne, durch die halbgeschlossenen Lippen klang leise und melodisch eine ligurische Weise. Giovanni's Blicke verschlangen die reizende Sängerin, Gabrieli's Blicke hefteten sich in eifersüchtiger Forschung auf Giovanni's Augen,

und der alte Gondelier endlich warf seinen Blick auf Gabrieli gutmüthig, trinkgeldhoffnungsschwanger. Die Gondelbedachung hatte Raum für mehrere Personen, man konnte durch Herablassen einer Draperie zwei Camerino daraus machen.

„Poppe! Wann kommt die Fluth?" rief Mariuccia.

„Eine Stunde noch, Signorina", antwortete der also angeredete Gondelführer.

Mariuccia griff wie ordnend in das Körbchen mit Badegewändern und warf einen Blick wie ein Fragezeichen auf die Padrona. Dann hatte sie mit einem Ruck an der Draperie die Felze in zwei Hälften getheilt. Die Jünglinge verhielten sich schweigend; in der luftigen Nebenabtheilung hörten sie Geflüster und Gekicher, das Knistern und Rauschen von Bändern und abgestreiften Gewändern, dann plätscherndes Rauschen. Padronessa schwamm wie eine bleierne Ente, die Junge wie eine glatte Fischotter geschmeidig und kühn. Ein eigenartiges Bild: in der Barke zwei deutsche Hypochonder, umrauscht von einer fragwürdigen Sirenenmutter und ihrem Jungen. Der Poppe ließ die Gondel sich im Kreise drehen und balancirte die lange Ruderstange wagrecht als zeitweilige Handhabe für die Schwimmerinnen.

„Ein gutes Motiv für die Leinwand", sagte Giovanni schlau. „Neu zum Wenigsten für deutsche Gemüther", meinte Gabrieli, „ich vergesse darüber meine Todtenkammer." — Herkules am Scheidewege! dachte Giovanni.

Die Frauen lachten und plätscherten in der erfrischenden Fluth, der Mond schien heller und heller, und die Salzfluth perlte von den Schultern der Nereiden.

„Da draußen ist Leben und Gesundheit", wiederholte Gabrieli, „er hat Recht, es kann so nicht fortgehen." Da faßte eine weiche, kleine Hand die seinige, die nachlässig über den Rand der Barke hing, es war die Hand einer Versinkenden. „Mariuccia sinkt!" rief er und zog aus Leibeskräften. Da rauschte aus der Fluth ein ungeheurer Rücken, ein feuchtes Weib empor, weit blähte sich der lustige Bademantel. Cospetto di bacco, es war die Alte! An der andern Seite schlängelte sich unterdessen die Junge wie ein Aal geschmeidig unter die Bedachung; und dann ein Prusten und langathmiges Wogen der weiblichen Thorax nebenan. — Im Wasser war es wieder still. Als Giovanni sich überzeugt, daß die beiden Damen der Fluth entstiegen, riß er seine Kleider vom Leibe, erfaßte das gezackte Ferro am Bug und setzte mit kühnem Schwunge in die Flu=

then, dann schlug er mit seinen Armen mächtige Schaumwellen auf der durchsichtigen Fluth und er dachte dabei an Amphitrite, umgeben von Muscheln und Korallen. Der Poppe war eben im Begriff, die Barke zu wenden, der muthige Schwimmer mußte das Fahrzeug umstreichen, da sah er Amphitrite in unnahbarer Schönheit hoch aufgerichtet, und die langen Haare im Mondenlicht strähnend, dann schoß mit Blitzesschnelle der Seitenvorhang herunter. Gabrieli aber hatte nicht gebadet, er hatte den Kopf gestützt und netzte die brennende Schläfe.

In das Schlafzimmer der Riva degli Schiavoni fiel ein matter Strahl des Mondes, die Mücken umsummten den Gazevorhang am Bette des schlafenden Gabrieli und versengten sich die Flügel an dem röthlichen Lichtpunkt der ewigen Lampe. Das andere Bett war unberührt. Gabrieli fuhr aus einem betäubenden Halbschlaf empor, dann sank er ins Kissen zurück. Vor dem Bette kniete eine weiße weibliche Gestalt, sie hatte die bloßen Arme über die Brust des Malers gelegt. „O Gabrieli", flüsterte sie mit schluchzender Stimme, und es ging ein Weihrauchduft von ihr aus wie Myrrhen und

Aloë — „ich bin deine erste Geliebte! Was hast Du aus mir gemacht? Bin ich, die arme Gekreuzigte, so verachtet, daß Du mir mußtest solche Nachfolgerinnen geben? O höre, höre, wie sie über Dich sprechen, alle die Mädchen und Frauen, Du gabst ihnen den Märtyrertod, sie haben Dich geliebt, gelitten um Dich und wir Alle werden verkannt um Deinetwillen!“ Und das Mädchen entrollte eine mächtige Leinwand, es war ein großes Wandelbild. Geisterhaft verzerrte, spukhafte Fiebertraumgestalten wurden lebendig und zupften am Bettvorhang unter Klagetönen. Zuletzt aber kam eine schwindsüchtige Venus und rief mit krähender Stimme: „Ihr armen, elenden Mädchen, ihr seid alle histerische Geschöpfe!“ Und die erste Geliebte, die noch immer am Bette kniete, deutete mit den weißen Armen in die Nische und sagte: „Sieh' dort hin, dort sitzt die arme Marie und weint sich die Augen aus, sie sitzt am Spinett und spielt und singt.“

Gabrieli horchte auf. Es war die Mondscheinsonate von Beethoven und die Musik klang leise, getragen, seelenvoll und die Thränen der Aermsten flossen in Strömen aus den großen, dunkeln Augen. Dann kam das Crescendo und die Töne wurden mächtiger und lauter und klangen verworren, bis sie sich zuletzt in einen Knäuel

verwickelten, und aus der Mondscheinsonate wurde ein profanes Potpourri, ein Gemisch von Cancan und Todtenglocken, und immer wilder und verworrener klangen die Saiten, die dünnen, durchsichtigen Finger der armen Marie rasten über die Klaviatur. Dann wurde es heller vor Gabrieli's trüben Augen, ein röthlich qualmender Lichtschein beleuchtete die große Leinwand und toller wurde das Leben um ihn her. Alle Wesen fingen an zu tanzen, ein sonderbares Durcheinander von Truggestalten wirbelte durch das Zimmer: zuerst die arme Margarethe in Ketten mit blutendem Halse, sie trug kurzgeschnittenes Haar um das bleiche Köpfchen, aber es war kein Gretchengesicht mehr, es war ein Grisettenköpfchen und mit echt französischem Elan trug sie eine frivole Chansonette vor und schlenkerte mit den Füßen. Dann kamen Löwen, Tiger, Affen und erhoben ihre fürchterlichen Stimmen gegen Bettler, barmherzige Schwestern, schöne Sünderinnen und Todtengräber. Endlich gab die Musik das Signal zu einem allgemeinen Hexensabbath und verlor sich langsam wieder in jene Cis-Mollsonate und die Todten öffneten die klaffenden Risse gesprengter Särge und standen auf, bis die Musik nach einigen frivolen Operettentacten sich in ein Mendelsohn'sches Lied ohne Worte verlor, unter

dessen Klängen ein Pestkarren mit Frauen- und Kindesleichen über einen Schindanger hinwegraste, mit seinen Rädern die Leichen gefallener Hunde zerquetschend. Voraus aber ritt der Tod mit der Pestglocke, die klang und klirrte wie das Geräusch zerbrechender Fensterscheiben, der röthliche Lichtschein flammte heller auf und in Schweiß gebadet — — erwachte Gabrieli. Er fuhr empor. —

Vor ihm stand Giovanni, der Alkovenvorhang mußte an der ewigen Lampe Feuer gefangen haben.

Der Ateliergenosse war noch eben zu rechter Zeit nach Hause gekommen, ein dicker Qualm war ihm entgegengeschlagen, er hatte, nach Luft schöpfend, schnell die Atelierfenster zertrümmert und dann die Waschbecken schnell über die qualmenden und sengenden Reste des Vorhanges ausgegossen.

Nur kurze Zeit nach diesem Ereigniß war Giovanni's Gemälde der aus dem Meere entsteigenden Venus in Lebensgröße vollendet. Ein Kunstwerk im Geiste Tizians, schien es, als hätten alle Grazien die Farben dazu gemischt, als hätte Venus selber den Pinsel geführt. Auf dem minnigen Antlitz malten sich holde Scham und die stille Weihe keu-

scher Unnahbarkeit. So hatte Mariuccia ausgesehen, als sie dem Maler ein halbgegebenes Versprechen erfüllte, und als das bezaubernde Werk vollendet, war Mariuccia dem Künstler zu Füßen gesunken und hatte ihm, im Auge die Perlenthräne der Begeisterung, gedankt für die entzückende Wiedergabe ihrer Formenvollendung. Jetzt erst hatte sie ihren wahren Werth erkannt, sie fühlte sich gehoben und beglückt in dem Bewußtsein, einen wackeren Künstler auf den richtigen Weg gebracht, ihm begreiflich gemacht zu haben, daß das ewige Schönheitsgesetz die oberste Stufe der Kunstvollendung für alle Zeiten einnimmt, dazu hatte sie beigetragen mit wahrhaft bezaubernder und rührender, ja paradiesischer Sitteneinfalt. Und mit einem reizvollen Lächeln auf den Lippen, mit nie geübter weiblicher Sanftmuth und milder, hingebender Innigkeit hatte sie dann die schaumgeborenen Arme um den Hals des verkannten arcato gelegt und mit leichtem baciucchio die Lippen des Künstlers berührt. Was waren ihr in diesem Augenblicke alle Zukunftsträume der Padronessa? Sie sagte sich: der wahrhaft begnadete Künstler braucht ein hingebendes, ein schönes Weib, nie darf eine berechnende, egoistische Xantippe als Gattin das Heiligthum des Genies entweihen, niemals den Körper des Gefeierten, und sei er von

der Natur äußerlich auch noch so stiefmütterlich bedacht, berühren. Giovanni war der Mann ihrer Wahl und es bedurfte in diesem Augenblicke keiner Worte mehr zwischen ihnen, die flammenden Wünsche Beider flochten sich innig zusammen in dem einen süßen Gedanken, weit mit einander fortzuziehen und einander anzugehören für immer.

Giovanni hatte das Bild sorgfältig verhüllt, denn heute mußte Gabrieli von einem Studienausfluge in die römischen Katakomben zurückkehren.

Am Abend desselben Tages rauschte Mariuccia leichten Fußes ins Atelier in einem leichten Reiseanzug, geschmackvoll, ja entzückend durch seine Einfachheit, denn sie wußte, daß ihre Erscheinung so angethan, den wahren Werth erhielt. Sie trug ein Täschchen und den breiten blaugefütterten Ombrellino aus Naturseide. Giovanni war nicht zugegen. Gabrieli stand vor ihr.

„Mariuccia", sagte dieser, „ich habe gerungen und gekämpft, ich werde den Kampf nicht bestehen, ich muß schnell zu Ende kommen. Seht her", fuhr er fort und schlug sein Skizzenbuch auf, „so habe ich Euch jüngst mit Giovanni belauscht. Leset die Unterschrift!" —

Und Mariuccia las: „Gemalt in nebenbuhlerischer Absicht." —

„Soll das eine Erklärung sein?" fragte Mariuccia trocken, und Verlegenheit zwang sie, die schönen Lippen zusammenzuziehen. „Mariuccia", rief Gabrieli leidenschaftlich, „ich gehe zu Grunde mit meiner Kunst, wenn ich nicht Dich besitze!"

Da flammten die Augen des Mädchens auf in edlem Zorn: „Vergeblich und zu spät", rief sie und zerrte von Gabrieli's schaudervollem Leichenbilde den Vorhang herunter. „Seht her!" rief sie mit Entrüstung, „so habt Ihr mich gemalt: eine Gestalt der Verwesung, und so hättet Ihr mich malen können, wenn Ihr nur den Muth dazu gehabt hättet!" Dabei streifte sie in Hast die Hülle von der Amphitrite und Gabrieli taumelte zurück mit einem halb unterdrückten Aufschrei, aber er stierte das Götterweib an, ein Gemisch von Wollust und Wahnsinn in den Mienen. „Giovanni!" rief er und war in die Knie gesunken, es wirbelte vor seinen Augen, er versuchte in Extase die Knie des Mädchens zu umklammern.

„Zurück!" rief sie mit lauter Stimme und schleuderte den Aermsten gegen das Todtengemälde. Durch das Geräusch erschreckt, war Padrona Piccadilli und mit ihr zugleich Giovanni eingetreten. Gabrieli hatte eben sein Messer gezogen und wollte die Leinwand der Amphitrite zerstören, es gelang ihm nicht.

„Entsetzlicher", rief Mariuccia in gerechtem Zorn, sie vertrat ihm schnell den Weg, fast hätte er sie verwundet, — „hinweg aus diesem Hause!" Die Padrona stand an der Ateliertthür wie ein Engel mit flammendem Schwert, sie hatte die Situation schnell erfaßt, die breiten Bänder ihrer Haube flatterten wie Cherubsflügel und gegen Mariuccia gewendet, sagte sie: „Ich weiß Alles, Ihr habt die Räume meines Hauses entweiht, Ihr habt das Paradies Eurer Zukunft verscherzt, nicht länger dulde ich diesen unglückseligen Wandel, ich sage mich los von Dir, Mariuccia" — und ihre Augen füllten sich mit Thränen der Krokodile — „gehe hin, wohin Dich Deine Thorheit treibt". Und mit einem Blick auf die beiden jungen Leute fügte sie noch hinzu: „Ich nehme keinen pittore wieder in mein Haus!" Damit verließ sie hastigen Schrittes das Atelier und die Haubenbänder flatterten wie Schlangen um ein erzürntes Medusenhaupt. — Da griff Gabrieli nach seiner Palette, er mischte eine ungeheure Portion Asphalt und Kremserweiß und fuhr mit breiten Pinselstrichen in wahnsinniger Hast über die „Morgue". Er schien geheilt. —

Giovanni und Mariuccia waren noch selbigen Tages abgereist, ihr Ziel war zunächst Florenz, dann die ganze Welt. In Monaco angekommen, fand

Giovanni den Verkauf der Amphitrite an die Staatsgalerie um eine ungeheure Summe Geldes realisirt.

Auch Gabrieli kehrte in die alte Heimath zurück und während er in den alten Fehler der Farben- und Formenmelancholie zurückfiel, wurde Mariuccia ihrem Gatten in Wahrheit das, was ihm auch die Kunst war, nämlich die hehre Göttin und nicht — die Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Johannes Scherr.

Gegen Kalbshirnerweichung kämpfen
Götter selbst vergebens.

Der Aberglaube im Culturkampf mit der Weltgeschichte.

Reizender ist noch nie der leichtgläubige Erdball in den April geschickt worden, als die „Augsburger Zeitung" dem ungeklärten Jahrhundert die Teufelspost vom Tischrücken über den Ocean importirte. Hungrige Spiritisten und von ihnen als „Medien" abgenützte Balletmädchen hatten diesen hirnverbrannten Possenblödsinn in lüderlichen Schäferstunden ausgeheckt, großgepäppelt und, unter Umgehung des Zolltarifs, mit Zucker belegt, in die alte Welt hinüber geschmuggelt. Jungfrau Europa saß am 4. April 1853 am Frühstückstisch und sog mit der

Morgenchokolade diese über den Ocean hingeworfene Lüge mit brünstigem Wohlbehagen ein. Hätte das Märchen in Moabit oder in Sachsenhausen das Licht der Welt erblickt, ganz Europa würde es für den Feuilletonisteunrath krummbeiniger Zeitungssemiten, für daheimliche Schwerkraftaufhebungsmünchhauseniaden oder für brennglasirtes Zwerchfellkitzelpulver gehalten haben, aber der spukhafte, speichelleckerische Götzencultus alles dessen, was aus England und Amerika sogar mit deutschestem Fabrikstempel kam, ließ den Glauben an eine spiritistische verblendungskomödienhafte Laterna magica nicht aufkommen. Sogar der verpfefferte Teufelssalat europäischer Gleichgewichtspolitik trat vor diesem Pophans schüchtern in den malerischen Hintergrund, die noch warme Blutwurst, vulgo Hundepastete des zweiten Decembers war plötzlich verraucht und während auf dem Landkartenzipfel im Schwarzen Meer Tartarlippen und Türkennasen feil waren, saßen in ihren Lagerzelten die bornirten Söhne des Abendlandes, diese von brittischen Pfeffersäcken bezahlten Landratten, diese boulevardhausmännischen Pflastertreter, und spielten Tischrücken mit den auf ihrem Vollmond sitzenden Halbmondstöchtern, den Houris des Morgenlandes: Champagner, Zeit und Rückenmark verschlampampend, während das verhungernde Se-

bastopol seinen Appetit durch verfaulten Kaviar und Unschlittkerzen bei guter Stimmung erhalten mußte.

Die Tischverrücktheit erfaßte die ganze ci- und uncivilisirte Welt. An den Höfen saßen unbegebene Prinzessinnen und betippten die Finger schöner Cavaliere, hysterische Hofdamen rieben sich die Ellbogen wund an tischverrückten Hofmarschällen, in den süddeutschen Bierstädten lies man die leergelegten Bierfässer tanzen und in den gesitteteren Cercles Norddeutschlands klapperten und vibrirten die wässerigen Theetassen; denn man betrachtete das Tischrücken in diesen Kreisen als willkommene Gelegenheit, den Kaffee- und Theeklatsch häufiger als siebenmal in der Woche in Scene zu setzen. Blaustrümpfe unterbrachen ihren geistlosen Quatsch und hörten bei unzurechnungsfähigen Professoren ein Privatissimum über Magnetismus und Tischlein-rück-dich. Erst als einige vom Magnetismusdusel befallengewesene Gründergesellschaften sich in ihren Berechnungen getäuscht sahen, eine fünfhundertpferdekräftige Dampfmaschine durch das neue, auf Flaschen gezogene Tischrückfluidum zu verdrängen, da trat insoweit eine Ernüchterung ein, als die Vorläufer Samarow's in der Gestalt schlüpfriger, retcliffiger, sebastomonopoliger Gegenwartssittenromane jenen paukenhaften

Tischrückculturniedergang eine flötenhafte Verduftung verschaffte. — Indessen momentane Aufklärung und zeitweilige lichte Momente im Gehirnleben der Völker schützen nicht vor Aberglauben und hohe Intelligenz geht oft Hand in Hand mit kindischer Furcht und Dummheit. So gab es immer noch Leute, welche wahnfriedbefangen das Standbild Germania durch massenmörderisches Dynamit zersplittern zu können glaubten. Kaum hatte der Mann mit dem Speck auf dem Hut sich durch die Kühle einer koketten Fürstin Pauline eine Erkältung zugezogen und etwas heftiger genießt als sonst, dann zuckte der Telegraph an alle Diplomatenrockärmel und ein mitrailleusenhaftes Ungeheuer wälzte sich wie ein Alpdruck auf die Eiderdaunen der seidenen Betten europäischer Drohnotenschreiber. Aberglaube in allen vier Eckschränken der Welt! Aberglaube: Schleswig-Holstein werde zwischen Ostern und Gründonnerstag die deutsche Sprache verlernen — sie donnerten laut, diese deutschen Kruppvocale vor Missunde und Alsen! Aberglaube: es werde Keiner fehlen beim Gabelfrühstück in Frankfurt, Aberglaube: Benedek und Er würden bei Siechen an der Kurfürstenbrücke zu Mittag speisen! Aber der große Würfelbecher von Königgrätz fiel den chlumbenebelten Heerführern aus der Säbeltasche, die Mausefalle

von Sedan schnappte zu und die Kugelrollmaschine von St.-Peter wurde wurmstichig. —

Inzwischen hatte der eiserne Balmungschwertfeger das Schwert deutscher Treue geschweißt und es in Feuer vergoldet, damit fegte er die Spreu aus dem Weizen. „Aberglaube!" schrien die maigesetzlich depossedirten, morschen Stützen des Krummstabträgers, „Unglaube!" schrie man an der Wupper — da fassulitschte es in Kissingen wieder aus dem Blind'schen Repetirgeschoß. Hei! wie kreischten die Nachtvögel, und die Kreuzspinnen krochen in die Mauer! Der elende Hund aber, der am Sonnenstich litt, wurde zum Stigma verdammt mit der welschen Louise, damit sie Zukunftserben erzeugten und das Gezücht dieser Herrgottskostgänger nicht ausstürbe, und siehe da: sie verbanden sich und das Schierlingskraut und der Nachtschatten wucherten weiter auf dem Marpinger Schindanger, gedüngt von den Excrementen der Raben, die sich um ein Aas gesammelt.

Und der Aberglaube wucherte fort in der Anbetung des goldenen Kalbes, bis die Strauchritter sich die Köpfe entzweischlugen und sich zur Börsenthür hinausmultiplicirten. Dann kam noch die Zeit der Revolverpreßbengel und der Dementiära und unter Gehödel und Gebebel endeten langsam

kulturkampfmuthiges Vorurtheil und Aberglaube in der Weltgeschichte; denn der verbotene Peterspfennig hatte die Steuerkraft des Volkes um Millionen erhöht und die Kornzölle überflüssig gemacht.

Kulturkampfhymne.

Pyramidal.

Wenn der Vater mit dem Sohne
Auf der Börse der Barone
Ohne Thierarzt pleite geht,
Wenn durch Tochter und durch Mutter
Ohne Rock und ohne Futter
Marpingen zu Grunde geht —,
Wenn die ganze Kreatur
Abergläubisch von Natur,
Mit Entsetzen stille steht,
Dann kommt durch die Vogelflinte
Socialismus in die Tinte,
Und der Nihilist nicht faul
Steckt um's Vaterland zu retten,
Nebst zweitausend Sklavenketten,
Sich Petroleum in's Maul.

Friedrich Bodenstedt.

Aus der Weisheit des Hosenschneiders von Kaschmir.

1.

Ibrahim, der Hosenschneider,
Fragte einst den deutschen Dichter,
Den er antraf auf der Messe:
„Sprich, was machst Du hier in Leipzig?"

Und der Dichter sprach zu Kaschmirs
Altbewährtem Hosenflicker:
„Ich verkaufe meine Stoffe;
Wer am meisten zahlt, der kriegt sie."

Und der Schneider: „Hast du Kaschmir?
Hast Du Bisam, oder Bukskin?
Kannst Du mir wohl überlassen
So ein Pöstchen, so ein Restchen?

Nur darf es nicht aus der Mode,
Noch nicht gar zu sehr verbraucht sein."

Und der Dichter lächelt freundlich,
Herzgewinnend und belehrend:
„Lieber Freund, die beste Waare
Hält nicht immer Farb' und Dauer,
Doch die meine hält sich leidlich,
Frag nur Decateur und Drucker,
Und vor Allem auch den Decker."

2.

Höre, was der Schneider spricht:
„Wer sich neue Kleider kauft
Muß auch Geld im Bügel haben.
Wer die Rechnung nicht bezahlt,
Wird am Beine Flügel haben.
Wenn die Polizei ihn fischt,
Soll er seine Prügel haben."

3.

Auf dem Brühle*) stand er, als ich ging,
Durch den dünnen Kaftan pfiff der Wind;

*) Straße in Leipzig.

Fadenscheinig wurde mir's im Sinn,
Meine Börse war zerrissen, leer.
Ben Jemin, er sah mich lächelnd an:
„Nichts zu handeln", fragt er, „Gott wie heißt!
Nun, so nimm ein Wechselchen von mir,
Zahlst mir Zins und Zinseszinsen wieder,
Wenn das Hochzeitsbett bereitet steht."

4.

Es hat der Levi sich beklagt,
Weil gar zu schnell der Wechsel fällig,
Warum ich keine Deckung habe.
Da hab' ich ihm zum Trost gesagt,
Daß ich in seinem Hauptbuch, nebbich,
Ein sicher ew'ges Leben habe.

5.

„Wodurch ist Leipzig wohl, die Stadt
Berühmt durch Mess' und Gose,
So fragt der Schneider von der Hose,
Verwandt der schönen Kaschmirstadt?"
„Es liegt wie sie am Thal der Rose,
Nur Kaschmir keine Gose hat."

Lieder des Weins und der irdischen Schwiemelei.

1.

Was ist der Wuchs von Grüneberg, der trauben-
sauren Quelle,
Wohl gegen Deinen dicken Leib Bocksbeutel, Du
Geselle?
Was ist der Tulpen brauner Kelch allhier „zur
guten Quelle"*),
Verglichen mit dem Busenkelch, Du schmucke Wein-
gazelle?
Was scheert mich Sonne, was der Mond, was alle
Himmelsferne,
Blick' ich in Wein und Liebesrausch in Deine Augen-
sterne! —

2.

Vergebens wird die kecke Hand
Bei Schönen sich vergreifen,
Nicht löst der erste beste Fand
Mir meine Busenschleifen.

*) Bierkneipe.

3.

Mädchen, nicht schlecht ist Dein Wein,
Ich glaube, Du wirst mich versteh'n.
Lieber doch trink' ich vom Rhein,
Lasse den Deinen Dir steh'n.
Nicht das Saufen allein hat mich zum Schatz*) hingeführt
„Zutrinklich" hat mich zuvor ein trunk'ner Verleger genirt.

4.

Ein kokettes Auge
Ein nettes Auge,
Auf Scheiden und Lassen
Deuten die nassen,
Gleich schrägen Windmühlen
Sind die, welche schielen;
Doch eines versoffenen Auges Glasten
Deutet auf einen hirnlosen Kasten.

5.

Eine dürre Zuleika bei Sturm und Regen
Trat mit der Frage mir entgegen:
„Wie kommt's, daß man Dich bei uns nicht findet,
Daß Dich nicht Hymens Band mehr bindet?"

---

*) Kneipe.

„Weil ich lieber Wittwer bin als Philister!"
Und ließ es stehen, das alte Register.

6.

Kein Weg ist so weit im ganzen Land
Als der von Herz und Kopf zur Hand.
Kein Weg führt so sicher auf den Hund
Als die breite Chaussee: „von der Hand in den Mund".

7.

Nicht immer von jungen Jahren ist
Die Schachtel, die stark über dreißig mißt,
Und wenn sie schon wacker gestritten hat,
Bedaure ich den, der gelitten hat.

Die Gartenlaube.

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt — ein kindlich Gemüth.

Instinkt oder Ueberlegung.

Es war am 1. April des Jahres 1813. Die Großmutter meiner verstorbenen Stieftante lebte in Eutritzsch und ihr damals noch lebender Schwiegervater hatte sie nach dem Tode der beiderseitigen Ehegatten noch im hohen Lebensalter geheirathet, vermuthlich aus Langerweile, wie der weitere Verlauf dieser hier geschilderten Begebenheit stellenweise durchblicken läßt. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß diese Ehe kinderlos blieb, man hatte dies schon aus dem Grunde zu verhüten gesucht, damit ich nicht etwa durch einige anderweitige Kreu=

zungsversuche in der Familie dermaleinst mein eigener Großonkel würde, ein Fall, zwar selten, aber nach grönländischen und sächsischen Kirchenbüchern nicht unmöglich. Dieses, als Ding an sich kaum erwähnenswerth, sei nur deshalb vorausgeschickt, weil der nachstehende Vorfall in Beziehung steht zu den Charaktereigenthümlichkeiten der beiden alten Leute, welche wegen besagter Langweiligkeit am genannten Tage eine kindische Freude erfahren sollten, indem durch das geöffnete Fenster ein Fink geflogen kam und, vor dem rauhen Aprilwetter Schutz suchend, sich auf der noch warmen Ofenbank des großmütterlichen Schwiegervaters häuslich einzurichten begann. Mit Anwendung eines Vergrößerungsglases, welches meistens in der aufgeschlagenen Bibel der Großmutter meiner Tante lag, erkannte ihr alter Ehekrüppel nach einigen Tagen, daß es ein Weibchen sei, was der Großmutter aus dem ihr angeborenen Gefühl zarter Weiblichkeit besonders lieb war. Der gefiederte Gast benahm sich im Ganzen wie alle Vögel, er war ein ziemlich reinliches Thierchen, fraß aus der Hand und wurde bald der ausgesprochene Liebling aller Hausgenossen. Nur die Katze stand auf nicht besonders gutem Fuße mit ihm, was die Großmutter meiner Tante, gewiß mit Unrecht, als kleinliche Eifersucht auf die dem Finkenfräulein zu=

gewendete größere Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit auslegte. Das Thierchen wurde allerdings gut gepflegt, es fraß des Mittags mit vom Teller des Hausherrn und die besten Brocken wurden ihm heimlich außer der Zeit von der Gebieterin zugesteckt. Trotzalledem gedieh das Finkenfräulein vortrefflich, es wurde dick und fett und als eines Tages das stets sorgfältig verschlossene Fenster aus Versehen ein wenig geöffnet wurde, fiel es trotz eines wahren Hundewetters dem Vogel gar nicht ein, hinauszufliegen. Der Vater des Schwiegervaters meiner Großmutter, ein etwas grämlicher alter Herr, hatte allerdings im Stillen schon recht oft das spurlose Verschwinden des fetten Kostgängers gewünscht und benutzte, wie er später auf seinem Sterbebette noch eingestand, einen unbelauschten Augenblick dazu, das Thierchen zu ergreifen und es an die Luft zu setzen, allein noch ehe er das Fenster wieder schließen konnte, war mein Vogel schon wieder im Zimmer.

Es sollte aber anders kommen. Der Herbst rückte näher und es kam die Zeit heran, wo nach der „Gartenlaube" und anderen bereits seit einiger Zeit gemachten Wahrnehmungen die Vögel (ohne Ausnahme) wärmere Landstriche aufsuchen. Aber merkwürdig, das Finkenfräulein schloß sich dem gro-

ßen Wanderzuge nicht an; denn es bekam nach wie vor sein überreichlich zugemessenes Futter: Donnerstags dicke Erbsen mit Pökelfleisch und ein Glas Rothspon zur besseren Verdauung. Dabei nahm der Vogel zu an Leibesfülle und er würde, in der Pfanne gebraten, mit Apfelmus als Compotbeilage gewiß einen delikaten Bissen abgegeben haben. Dieser profane Gedanke konnte indessen bei der Vergötterung des kleinen gefiederten Hausgenossen nicht aufkommen, nur die Katze mußte anderer Meinung sein.

Es kam nämlich der 18. October 1813 und in Eutritzsch ging Alles drunter und drüber, kaum daß man an's Mittagessen dachte — es hatte nämlich an diesem denkwürdigen Tage in früheren Jahren zur Feier des Schlachtfestes immer Schweinsknöchel mit Klöschen gegeben —, aber heute mußte man sogar den Katzenteller vergessen haben. Ich bemerkte nämlich, daß in dem Bart der Katze einige kleine Vogelfedern hingen, und mein Miezchen leckte sich schmatzend die Schnauze. Natürlich verschwieg ich diesen Umstand, um durch meine schreckliche Muthmaßung den Lärm des Kanonendonners nicht noch durch ein häusliches Lamento zu vergrößern, als man den Vogel vermißte. Man suchte das liebe Thierchen überall, aber vergebens, meine Urgroß-

tante ging in ihrem Fanatismus für den Vogel sogar so weit, wiederholt eine leere Gosenflasche zu untersuchen, wovon sie auch nicht abzubringen war, nachdem man sie auf den viel zu engen Hals der Flasche und das stattliche Enbonpoint des Finkenfräuleins energisch aufmerksam gemacht. Das plötzliche Verschwinden war ja auch um so auffallender, als im ganzen Hause während der Beschießung von Eutritzsch zum Schutz gegen die damals schon sehr gefürchteten Krupp'schen Kanonenkugeln alle Fenster geschlossen blieben. Es kam ein sehr trüber Winter. Trauer lag auf sämmtlichen Familiengliedern, denn der Vogel blieb verschwunden. Im nächsten Frühjahr aber, als die Sonne wärmer schien, saß ein Fink, es war ein sogenannter richtiger Schmutzfink, auf einem benachbarten Baum dem Fenster gegenüber und schlug mit heller Stimme ein Liedchen. „Offenbar ein Männchen", dachte ich. Aber nein, es mußte unser Finkenfräulein sein, denn die Augen der zärtlichen Großmutter meiner Stieftante hatten das gleich entdeckt, nur war das Thierchen ganz beträchtlich magerer geworden und hatte sich eine Platte stehen lassen. „Siehst Du, Trinchen", sagte der Hausherr, „unsern armen kleinen Liebling? Er ist ganz grau geworden, gewiß, er hat kein Futter gefunden und sehnt sich nicht nach den Fleischtöpfen

Egyptens, sondern nach unsern Eutritzscher Schweinsrippchen zurück.“ Dabei öffnete der Alte das Fenster, lockte den Vogel mit einem großen Stück Geburtstagskuchen, denn die Urgroßmutter war heute 80 Jahr alt geworden. Aber der Vogel that sehr fremd, machte „piep, piep“, was so viel heißen sollte, als: „ich pfeif, Euch was“ drehte undankbar den Rücken und flog davon. Ob Kälte und Frost ihm während des Sommers den Tod gegeben oder ob ein Raubvogel ihn als erstes Gabelfrühstück mit Bratkartoffel vertilgt — wer weiß es! Er kam nie wieder. Bei dem großen Leserkreise unseres Artikels glauben wir die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Deserteur lenken, auch die Frage zur Discussion stellen zu sollen, ob Instinkt oder Ueberlegung, oder was fast noch näher liegt, der Hunger das Hauptmotiv in dieser seltsamen Erzählung ist. Die Wahrheit des Geschilderten aber kann von allen damaligen Familiengliedern, eventuell auch durch Exhumirung der Katze, eidlich bestätigt werden.

Eutritzsch, den 4. März 1879.

E. Marlitt.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau
und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen und frankirten
Päcken,
Signirt: An die berühmte Frau.

Im Hause des Dompfaffen.

Es war eine schöne Stadt, die alte Hansa und ehemalige freie Reichsburg R. mit ihren zwanzig hoch in die blaue Luft ragenden Kirchen. Wer so von Weitem dieser alten Zwingburg des Glaubens, der Frömmigkeit und des patriotischen Stolzes entgegenwanderte, der mußte all' die schlanken Thürme für directe Meilenzeiger in's Himmelreich halten. Und so war es auch. Wenigstens der alte würdige Domherr, der nun schon zwei Menschenalter an der Kathedrale seine Lämmer geweidet, er hatte diese

Bezeichnung wohl hundertfach als treffenden Vergleich gebraucht. Wer, wie gesagt, von Weitem auf die Stadt losmarschirte, der mochte die Kirchthürme anfänglich für kleine, am Horizont aufgespießte Stecknadeln halten, aber bei rüstiger Wanderung wuchsen die Stecknadeln zu Zahnstochern, die Zahnstocher zu Spargeln, die Spargeln zu Spazierstöcken, die Spazierstöcke zu herrlichen gothischen Bauwerken, was nach der sachlichen Erklärung des alten Baumeisters Henselmeier in der Lehre von der Perspective begründet war. Der Sohn dieses alten Henselmeier war es denn auch, der auf der breitgewundenen Landstraße sich seiner vielthürmigen Vaterstadt näherte. Er hatte die polytechnische Hochschule in München mit Glanz abgewickelt, Italien, Frankreich, Schottland, Spanien bereist und kam nun als langerwarteter, wettergebräunter Fremdling heim. Er kümmerte sich nicht um jene angedeuteten Grundsätze der Perspective und pfiff ein munteres Wein- und Wanderlied vor sich hin, bis er endlich still stehen und sich den Chausséestaub von den Stiefeln schütteln mußte. Bevor er die Stadt betrat und durch das müde, gähnende Stadtthor schritt, mußte er zwei Stationen machen. Links an der Chaussée lag das alte stattliche Haus der Domherren von R., versteckt hinter Fliedergebüsch und hohen Pappeln, diesem schräg gegenüber, weiter

nach dem Stadtthor zu, ein Chausséewärterhäuschen mit dem in den damaligen Landesfarben bestrichenen Schlagbaum. Der junge Architekt zog den großen Schlapphut tief über die Augenbrauen des männlich schönen Gesichtes und eilte mit raschen Schritten am Hause der Dompfaffen — so hieß es im Volksmund — vorüber. Unter dem Schlagbaum stand Martha, die Jugendfreundin unseres Helden, eine hohe, echt deutsche Mädchengestalt mit runden Hüften. Ihr Antlitz war das einer Juno, ihre starken Flechten unzweifelhaft echt, ihre Zähne wie Elfenbein, ihr Vater Chausséeeinnehmer. Das Mädchen grüßte den Ankömmling erröthend von Weitem mit der Hand und zog sich bei seiner Annäherung langsam in den schmalen Hausflur zurück. Dann aber, als Willibald mit elastischen Schritten eingetreten war, nahm sie den sechs Jahre abwesend gewesenen Freund hinter der Hausthür beim Kopf, und es fand hier eine Begrüßung und Bewillkommnung in aller Form Rechtens statt, wie sie unter guten deutschen Naturen, die tüchtig und geschickt für's Leben, ausgerüstet mit der Festigkeit und dem Seelenadel, allen Geschicken der Welt zu trotzen, stattfinden darf und muß. — — — —

Ein seltsamerer Contrast als diese Chausséehausscene und jene sich soeben im Dompfaffenhause ab-

spielende kann sich die Phantasie des Lesers nicht denken. In Mitte des geräumigen Parterrezimmers stand eine imposante Frau. Sie trug das dichte Haar puritanisch gescheitelt, Busen und Arme durch das dicht anliegende schwarze Kleid verschlossen, um den üppigen Hals ein Bernsteinkruzifix. Sie war als Wittwe ihres vierzehn Tage nach der Hochzeit heimgegangenen ungeliebten Gatten über den Schmelz der ersten Jugend hinaus, aber bei näherer Würdigung noch ein ganz annehmbares plastisches Weib. Um Lippen und Nasenflügel spielte ein Zug von lüsterner Sinnlichkeit, das Nasenbein und die gewölbten Augenbrauen kündeten hingegen Entsagung, die zuweilen auf kirchliche Raserei hindeutete.

„Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es!" schrie sie, krampfhaft mit zusammengepreßten Fäusten in dem spärlich aschblonden Haar der kleinen Petronella wühlend. — „Ich bin ja gar nicht Dein Kind, Tante Reseda", schluchzte das Mädchen eigensinnig. „Gottlob", schrie die Frau, „daß ich nicht eine solche Giftkröte unter meinem Herzen getragen, eine solche Eidechse an meinem sonst so liebevollen Busen großgezogen habe; aber ich bin Dir eine zweite, wenn nicht gar eine dritte Mutter gewesen. Wie oft habe ich Dir diese Marlitt verboten, nun meine ich, während ich hier die geweihten Kirchenbrode aussteche,

also mit einem Liebeswerk frömmsten Ranges beschäftigt bin, könnte die vor einem halben Jahre erst confirmirte Schwestertochter wohl das Gesangbuch vor sich nehmen; aber nein, da knisterst Du mit Deinen dürren Fingern in den sündhaften Blättern und saugst das Gift durch alle Schweißporen Deiner mumienhaften Gestalt. Ins Feuer mit dem weltlichen Romanzunder!" Damit schleuderte die Frau in aufgeregter Wuth die Lectüre in die Ofengluth; denn es war heißer Sommer und wegen der Geweihtenbrodbäckerei eingeheizt. In diesem Augenblick gellte die Hausthürglocke durch den geräumigen, mit Klingsteinplatten belegten Hausflur mit einem so nervenbetäubenden Geräusch, daß man die Auferstehung der Todten damit hätte einläuten können. Sämmtliche zwölf Dompfaffen in den Käfigen schlugen mit ihren Flügeln und piepsten und gluckſten dem Eintretenden einen melodiösen Empfang entgegen. Gleich darauf trat unser Architekt unbefangen und freundlichen Angesichts in jenes Zimmer der Nervenerschütterung, der Aufregung und des Familienzwistes.

Tante Reseda schrak zusammen, als sie die hoch aufgerichtete und gereifte Mannesgestalt vor sich sah. — Er ist begehrenswerth schön geworden, dieser einstige Nestquack meiner Cousine Leontine, dachte sie,

dann aber bezwang sie ihre Aufwallung und sagte mit farbloser Stimme scheinbar ruhig: „Da bist Du ja, Wilibald", und als lägen zwischen dem Zeitraum seiner Abreise nicht sechs Jahre, sondern nur sechs Tage, zog sie die perlenbestickte Klingelschnur und deckte eine blendend weiße Leinenserviette im Renaissancemuster über den Sophatisch. Während Wilibald die kleine, hübsche Petronella auf die Stirn geküßt, hatte die Küchenmagd eine Satte Satzmilch und Brod auf den Tisch gesetzt und war auf Socken, wie sie nach altpatriarchalischer Weise gekommen, wieder hinausgegangen. „Iß, Wilibald", sagte Tante Reseda und schob den uralten ledergepolsterten Kirchenstuhl sitzgerecht an den Tisch. „Ich danke, Tante Reseda, ich habe schon gefrühstückt."

„Du riechst nach Schnaps, Wilibald!" — rief sie gereizt.

„Wein, Wein, Tante Reseda!" — verbesserte der junge Mann.

„O, ich bemerkte es wohl, wie Du vorhin ins Chausséehaus sprangst; ich meine, Dein erster Besuch hätte dem Dompfaffenhause gelten sollen, um so mehr, da jenes noch zehn und einen halben Schritt weiter zur Stadt hinliegt." „Laß das gut sein, Tante Reseda", sagte Wilibald abwehrend. „O, lassen wir das „Tante" bei Seit'", fuhr die Frau fort, "Du

hast zwei Jahresringe mehr angesetzt als ich, man kann also nicht behaupten, daß Du mein Sohn sein könntest. Wenig Pietät, das darf ich sagen, hast Du für das Haus, in welchem die Ahnen unserer großen Familie seit der Reformation gewohnt haben."

„Du weißt, liebe Reseda", unterbrach Wilibald, die „Tante" umschiffend, daß ich mit Martha so gut wie verlobt bin."

„So gut wie verlobt", rief die Frau leidenschaftlicher, „also doch, und doch, Gott sei's gedankt, noch nicht ganz verlobt!" und ein histerisches Gelächter wieherte in unedler Aufwallung über die männlich schönen Locken, „Wilibald, laß' Dich noch warnen! Was du auch immer vorhast, ziehe die Penaten des Hauses, die Dompfaffen in ihren Käfigen, zu Rath, will sagen, denk' an die Vorfahren, besinne Dich sechs, zehn, hundert Mal, ehe Du Dich wegwirfst, Du wärst der Erste seit der Reformation, der nach Wegwurf haschte, ich will nicht sagen, Auswurf."

„Ich bin nicht der Domestik meiner Gefühle", ließ sich der Klang dieser ewig wiederkehrenden, schönen, „tönenden Männerstimme"*) vernehmen.

„Ich will es Dir zutrauen", versetzte Reseda, „die Gesindestube unserer Gefühle bildet zuweilen

*) Schillingshof, Caput. 7 und 8.

den Wendepunkt zwischen Vornehmheit und Wegwurf. Sohn meiner Cousine Leontine, bedenke: Martha ist an der Chaussée geboren; unser Dompfaffenhaus liegt auch noch an der Landstraße, willst Du sagen, ja, aber Flieder und Pappeln stehen ringsherum, und wir haben die verpestende Luft von Handwerksburschen, Zigeunern und Chausséeeinnehmern nicht aus erster Quelle.“ Wilibald wollte sie unterbrechen. „Ich weiß“, schnitt sie ihm das Wort ab, „sie hat etwas Bestrickendes, das wissen auch die Handlungscommis, die vulgären Sonntagsreiter, die Nachmittags am Chausséehause mit ihrer Rosinante anhalten und darauf warten, bis die Zöllner- und Sünderstochter das Brücken- und Weggeld mit ihren Chausséestaubhänden in Empfang nimmt.“ — „Tante“, rief Wilibald aufspringend, „ich muß Dich zur Ordnung rufen“, und wollte nach der Tischglocke greifen, „um ihret-, um meinet-, um Deiner selbst willen“. Tante Reseda war im Fluß, sie gab die Position nicht auf: „Die banalen Reden und das Gethue, und das frivole Lachen, fuhr sie unbeirrt und mit satanischer Ruhe fort, hat schon lange Aergerniß weit über das ehrsame Dompfaffenhaus hinaus erregt, Du bist mündig, preisgekrönter Architekt, Dein Name geht bis jetzt durch die frömmsten Familien von Haus zu Haus, und der völlige Um- und Ausbau der Ger-

trudenkirche wird Dir allein zufallen, wahre wenigstens Deine Jünglingstugend, Deinen Nimbus in unserer Stadt."

„Die Luft ist erstickend hier, ich werde mir Deine Worte zu Faden schlagen, erwarte aber nichts Uebermenschliches von mir." Er küßte Petronella und wollte gehen, an der Thür wandte er sich noch einmal um und gönnte der Tante Reseda einen Blick, der ihr die Flammen schamhafter Siegesgewißheit bis unter die Stirnhaut jagte. Sie erwiederte den Blick leidenschaftgluthend. „Er liebt mich", flüsterte sie, daß Petronella es nur halb vernahm, „dieser Chausséeapfel muß dem edlen, saftigen Gravensteiner weichen", und sie fuhr mit ihrer Armenbrodbäckerei fort, während Petronella einen ascetischen Kirchenchoral halblaut durch die schiefen Zähne blies.

Vier Wochen waren nach diesem Capitel ins Land gegangen. Nach Wilibald hatten sich alle Fenster geöffnet, die Mädchen und Frauen sich die Hälse ausgereckt, und Tante Reseda mit ihrem Gesangbuch unter dem Arm hatte das frivole Treiben mit ihren Falkenaugen bemerkt und sagte zu sich: „Reckt nur!" Der alte Henselmeier hatte im Rathskeller von neidischen Baumeistern allerlei Ausgehecktes hören müssen, und er hatte eine Priese genommen und gesagt: „Heckt nur!" Der alte Domherr

im Oberstübchen des Dompfaffenhauses hatte viele berechnende Gaben von Betbrüdern und Speichelleckern für den Gertrudenkirchenbau empfangen und er hatte von den Speichelleckern gesagt: „Leckt nur!“ Martha endlich hatte von drüben erst Warnungs-, dann Drohbriefe erhalten, sie ungelesen verbrannt und gesagt: „Schreckt nur!“

Großtante Henselmeier, eine Biederfrau in Großfolio, hatte eines Tages die Martha auf die Wange geklopft und zu ihr gesagt: „Der Junge ist gut, er kann so bleiben!“

Wilibald hatte inzwischen wiederholt im Chausséehause verkehrt, in seiner Herzensharmlosigkeit nicht ahnend, daß der Gärtner drüben den besten Fliederbusch hatte fortnehmen müssen, damit Tante Reseda ungehindert mit Feldstecher und Doppelperspectiv besser in das Chausséehaus hineinspioniren könne. Aber auch im Dompfaffenhause hatte Wilibald wiederholt Besuche gemacht; auf dem Zimmer des alten Domherrn war er stets mit dem Zeichen des Kreuzes empfangen und entlassen worden und aus dem Parterre hatte ihn wiederholt die ausströmende Gefühlsüberwallung Tante Reseda's und die Hitze des Armenbrodbackofens vertrieben. Im Hinblick auf den letzteren hatte er dann eines Tages gesagt: „Du bist noch zu jung, liebe Tante Reseda, um dem Leben zu entsagen,

laß dies Gewerbe der armen Kirchendienerswittwe, die mit ihren sechs Kirchenmäusen verhungert, laß den Armen, was des Armen ist und weihe Dich anderen Pflichten." — „Häusliche Pflichten kann man nur haben, wenn man verheirathet ist", hatte sie erwiedert mit angenommener koketter Sanftmuth, hinter der sich aber eine trotzige Wuth verbarg, vermöge derer sie im Stande gewesen wäre, Wilibald die erste beste Suppenschüssel an die Beine zu werfen. Wilibald hatte dann gemeint: was nicht sei, könne ja noch werden, was Tante Reseda als zarte Anspielung genommen und halblaut ausgerufen: „Er liebt mich, liebt mich bis zum Götzendienst, das ist zwar sündlich, aber wann wird er wiederkommen?" — „Wenn der Ofen nicht mehr so infernalische Hitze ausströmt", hatte Petronella geantwortet. Darauf hätte sie nun das vorlaute Geschöpf ob dieser Naseweisheit am liebsten langsam geröstet, schon des auf das Kind entfallenden Erbtheils wegen; aber es war ihr, als schmölze da irgendwo unter dem knapp anliegenden Corset etwas, was ihr zugleich sagte: „Am Ende hat das Kind Recht!" So ging die Armenbrodbäckerei an die verlassene Kirchendienerfrau über und Tante Reseda ging von jetzt an weltlich ausgeschnitten, auch die Armen bekamen Sonntags jetzt zwei Kartoffeln in den Suppentopf statt einer. Dann war

Martha schüchtern und bescheiden bei Tante Reseda mit einem großen Veilchenbouquet eingetreten und hatte unter Thränen gesagt, daß sie der Madame die Rechte ihres Herzens infolge ihrer Drohbriefe abtreten wolle, was Tante Reseda mit hochmüthigem Lachen erwiedert und ihr mit der infamen Bemerkung: man könne nur abtreten, was man besessen, das überreichte Veilchenbouquet an den Kopf geworfen.

Infolge dieses neuen großartigen Triumphes überließ sich die herzlose, sinnliche Frau einem seligen Brüten. Das Geschlecht der Dompfaffenfamilie sollte unvermischt erhalten bleiben in diesem Hause, wo jede sündhafte Regung im eigenen Herzen erlaubt und nur als ein Triumph des Hochmuthes über die erbärmliche Mittelmäßigkeit des pöbelhaften Wegekrautes — denn so hatte sie Martha genannt — prangte. Ja, in diesem Hause mußte, wollte sie bleiben, lieben, herrschen, das so reich war an historischen Erinnerungen aus der Reformation. Hatte nicht der Ablaßkrämer Tetzel eines Tages dort in der Speisekemenate gefrühstückt, und zwar sehr gut gefrühstückt? Und hatte nicht der Gründer des Dompfaffenhauses den Kerl mit eigener Hand über die damals sehr kantige Hausthürschwelle geworfen, weil er sich die Finger an einer sittsamen Küchenschürze abgewischt? Und wie dann die Münsterschen Auf-

stände losbrachen, war nicht das noch heiße Bügeleisen des Leidener Schneidergesellen in feierlicher Prozession um dieses Haus getragen? War nicht aus diesem Hause dem versammelten Volke von den Widertäufern verkündet worden, daß die Umgehung der Standesämter zulässig und die Ehe mittelst Trauring ungefähr gleichbedeutend sei mit einem halben Dutzend ausgeblasener Eierschalen? Und diese Gedanken lüfteten bei Tante Reseda den Gardinenvorhang der Erinnerungen an ihren ungeliebten ersten Gatten, und sie stellte allerlei sündhafte Vergleiche an. Was war ihr die Liebe zu ihm anders gewesen als ein elektrischer Klingelzug, der so lange durch das Haus lärmt, wie man ihn in der Hand hat. Der Architekt aber besaß alle Vorzüge, das Leben zu einem Gartenpavillon der Glückseligkeit aufzubauen. Es war ihr also gelungen, den gemeinen Chausséeapfel vom Baume der Erkenntniß herunterzuschütteln und ihn mit ihren atlasbestickten, reizenden Pantoffeln zu Apfelmuß zu treten; jetzt berechnete sie noch schnell die Entfernung des Blutes und es ergab sich, daß Wilibald's Mutter eigentlich die Tochter einer Stiefnichte einer Großtante ihres Schwagers schwesterlicherseits war, dadurch war auch Wilibald allerdings alleiniger Erbe der Dompfaffen und sie mußte ausziehen, sobald Wilibald durch eine

andere Heirath das Dompfaffenhaus bezog. Es galt also: ihre Verlobung mit dem Erben erzwingen um jeden Preis, und so wurde ein ganzer Belagerungspark von äußerst koketten Bestrickungskünsten aufgefahren.

Am folgenden Tage hatte Wilibald seinen Baucontract über die Gertrudenkirche bereits in der Tasche. Das hatte die fromme Reseda mit ganz niederträchtiger Frömmigkeit wie ein Kinderspiel in Scene gesetzt mit Hülfe des alten Domherrn im Oberstübchen. Das war gelungen! Und im Parterre, in Reseda's Zimmern, war ein vortheilhafter Sceneriewechsel vorgenommen worden. Die Fenster, durch welche man das Chausséehaus sehen konnte, waren verhängt. Tante Reseda saß ausgeschnitten in einem Mullkleide; das sonst puritanisch gescheitelte Haar zu übermüthigen kurzen Locken gebrannt, gab dieser kernigen, blühenden Frau wirklich etwas Verführerisches, und um den weißen Nacken hatte sie einen prachtvollen Blutkarfunkel aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges gebunden. Ihre Brust hob sich erwartungsvoll; denn heute mußte er kommen, er mußte, denn ohne seinen Dank für den Contract abgestattet zu haben, konnte der heutige Tag nicht vorübergehen. Sie hatte Petronella in die Nähschule für krüppelhafte Waisenkinder geschickt. Stunde auf

Stunde verann, die gellende Hausglocke hatte wiederholt die Dompfaffen in ihren Käfigen aufschreien gemacht, es waren Handwerksburschen, Kirchendiener, Gemüseweiber gewesen. Endlich, endlich trat er ein. Er sah ernst aus, zog ein Papier heraus und wollte es vor ihren Augen entfalten; aber der Sturm in seinem Innern legte sich plötzlich, sie trat in das mit schweren Portièren verhängte Boudoir und Wilibald, der mit staunenswerther Selbstbeherrschung seinen Unmuth niedergekämpft hatte, folgte ihr. Mit Treuherzigkeit legte er seinen Arm voll schonender Milde um ihre Schulter.

„Sieg!" schrie es jubelnd auf in ihrem Innern und sie wies lachend ihre schönen Zähne. „Du bist so gut, Wilibald", flötete sie und lehnte ihre weiße Stirn an seine breite Schulter. „Du wirst dieses Haus verlassen müssen, liebe Reseda", sagte er, „es wird mir schwer, Dir das zu sagen, aber ich habe beschlossen, es von Grund auf in modernem Renaissancegeschmack herzustellen." Sie zuckte zusammen. „Zürne mir nicht, liebe Reseda", fuhr er liebevoll und mit Nachdruck fort, „ich hoffe, es soll Dir später besser darin gefallen."

War das eine Werbung? Sie sah ihn an, den schönen Mann, der mit der „tönenden" Bruststimme das gesprochen, sie fühlte den Hauch seines

Mundes, den gelinden Druck seines Mannesarms, der, wie um eine Ohnmächtigwerdende aufzufangen, von ihren Schultern auf ihre Taille herabgeglitten war. Die ungewohnte Berührung eines so geliebten Mannes war ihr zu viel. „Nimm mich hin und dann tödte mich", rief es in ihr und ihre Sinne taumelten durcheinander wie betrunkene Kobolde, ihre Pulse wirbelten wie Trommelstöcke, sie warf sich ungestüm an seine Brust und rief: „Endlich, endlich habe ich, was ich will, endlich liege ich an Deinem Herzen." War es nun Zufall oder Vorbereitung, die Schnur der schweren Damastportière hatte sich in die leidenschaftliche Umarmung mit verstrickt, der Vorhang rauschte zusammen und es wurde dunkel im Alkoven. Wilibald, der ja kein heueriger Hase mehr war, begriff die Situation, war aber zu gutmüthig, um sich aus der Umstrickung dieser Alabasterarme gewaltsam loszumachen. „Liebe Tante Reseda", begann er wieder, „ich fühle, wie wohlthuend Deine Anhänglichkeit — —", aber — „O, nun nicht mehr ‚Tante' sagen, bitte, bitte!" hauchte sie schmeichelnd. — Da sprang eine Thür auf, ein leichter Zugwind mußte das Schloß geöffnet haben. Wilibald erschrak, Tante Reseda beachtete es nicht. Was war ihr in diesem Augenblicke die Frömmigkeit vor den Augen der Welt, der gewohnheitsmäßige Samariterdienst?

Mit einem gelinden Tritt hätte sie den störenden Bettler an der Thür mit ihren kleinen seidenbestrumpften Füßen und den atlasbestickten Pantoffeln zurückstoßen können. Aber Wilibald dachte an Martha, er erschrak vor sich selbst und wollte sich losmachen aus der eisernen Umklammerung des leidenschaftlichen Weibes; es gelang ihm nicht sogleich; da umfaßte er mit nervigen Armen die Hüften der Sinnberauschten, hob sie empor und setzte sie so kräftig auf den ersten besten Fauteuil, daß die alte Renaissancelehne knirschend und knackend zusammenbrach. Eine Weile starrte sie mit weitgeöffneten Augen ins Leere, dann erst merkte sie, daß Wilibald fort war, ihr Blick fiel auf ein von ihm am Boden liegengelassenes Papier. Gewiß eine schriftliche Erklärung des schüchternen Mannes, dachte sie und hob es auf, brach aber gleich darauf in ein wahnsinniges Gelächter aus: es war ihr letzter Drohbrief an Martha, in welchem sie der Verlobten Wilibald's ein Compromiß angeboten hatte. Da schlug die Leidenschaftlichkeit der frommen Dulderin in ein anderes Fahrwasser um: sie ergriff die prächtige Vase mit der herrlich gemalten Scene vom barmherzigen Samariter, ein werthvolles Prachtstück, ein wahres Kleinod, und schmetterte das Kunstwerk gegen den herrlich geschnitzten Hausaltar, eine zweite Vase flog gegen den Spiegel, und bald lag alles

Zerbrechliche in Scherben, welche sie noch unter ihren aufgeregten Füßen pulverisirte. Dann zerzauste sie ihre üppigen Locken, daß sie in wirren Strähnen über den entblößten Rücken herabwirbelten. Draußen aber, durch den Lärm erschreckt, kreischten die zwölf Dompfaffen in ihren Käfigen.

Nach einigen Tagen hielt vor dem Chausséehause der Hochzeitswagen. „Diese Hast, man scheint sie drüben ja sehr nothwendig zu haben!" sagte Tante Reseda verächtlich und ließ den Fliederbusch wieder an die alte Stelle bringen.

Die Ehe war glücklich, aber kurz, die junge Frau starb nach Jahresfrist. Da bekam Tante Reseda wieder Oberwasser, sie ging wieder ausgeschnitten, verbrauchte viel Reisstärke für die Volants und für die voller gewordenen Arme, um welche sich jener speckigte Fettpolster zu lagern begann, wie er bei überreifen, älteren jungen Damen vorzukommen pflegt.

Wilibald ging nicht in das Netz der Vogelstellerin, biß nicht an den ihm gelegten schlüpfrigen Köder, obschon er zu Tante Reseda's Genugthuung häufig das Haus der Dompfaffen betrat. Der junge Architekt hatte nämlich beim theilweisen Umbau des alten Gemäuers hinter einer alten zerbrochenen Orgel, die schon lange aus dem letzten Loche pfiff,

die seit langen Jahren vermißten Werthpapiere jenes unglücklichen Commerzienrathes gefunden, der bei der Pulverthurmexplosion in die Luft gegangen und von dem man annahm, daß er sich in Amerika vermittelst eines Fallschirmes niedergelassen. Petronella war, das ging aus den Kirchenbüchern des Dompfaffenhauses zur Evidenz hervor, in auf- und absteigender Linie die einzige Erbin jenes Ausreißers. Wilibald's Besuche galten deshalb Petronella. Dieser häßliche Mistfink, dieser dünnbeinige Nestquack aus der Familie derer von Busenflach, hatte sich nach dem Muster ihrer Mitschülerinnen Gisela und Goldelse so vortheilhaft entwickelt, ja sie war sogar eine so bevorzugte Schönheit geworden, daß er eines Tages vor ihr stand, der Traum ihrer Kinderjahre ging in Erfüllung und sie lehnte ihr schönes Haupt an die breite Brust des schönen, bartumrahmten Mannes, mit der „tönenden" Männerstimme, der sie beschützen sollte vor zukünftigen Nackenschlägen ihrer verlassenen Jugend und vor den Scherben der Suppenschüsseln, Spiegel und Vasen der wuthschäumenden Tante Reseda. Nach der Hochzeit erhielt Wilibald von Tante Reseda eine Rechnung über die zerbrochene Stuhllehne.

Friedrich Gerstäcker.

Wer Jägerlatein sprechen will, muß
ein gutes Gedächtniß haben.
(Münchhausen.)

Ein Kampf mit Beutelthieren.

Wir waren seit sechs Wochen nicht aus dem Sattel gekommen, unsere mexikanischen Reitstiefeln waren buchstäblich mit unseren Waden verwachsen und mußten, wie sich später herausstellte, theils mit glühenden Zangen abgerissen, theils auch mit Dynamit losgesprengt werden, was in erster Reihe unseren Hühneraugen und sonstigem Ungeziefer zu Gute kam. Der Wunsch, einmal eine Jagd auf Känguruhs zu machen, war aber so lebhaft geworden, daß wir jeder Müdigkeit und jedem sich erneuernden Wadenkrampf Trotz boten, und so machten meine Gefährten und ich uns auf den Weg ins Mexikanische.

Nun ist es bekannt, daß das Känguruh, auch

Beutelthier genannt, nur in Australien zu Hause ist, in Mexiko also im Allgemeinen nicht gut vorkommen kann, aber man vergesse nicht, daß zu jener Zeit, wie ich die besten meiner Jagdromane schrieb, der Auswanderungstrieb noch im Wachsen war, das Goldfieber 48 Grad unter der Achselhöhle maß und die Möglichkeit also, daß wir auf Beutelthiere stoßen würden, nicht ausgeschlossen blieb. Was man alle Tage haben kann: einen Springhasen, ein Quagga, ein Zebra, das verachtet der kühne Jäger, wie man in Europa die Feldmaus über die Achsel ansieht, wenn ein Rebhuhn gelaufen kommt. Nur was sich dem Jäger selten vor die Flinte stellt, das reizt seinen Zunder. Meine Gefährten bestanden aus einem Packträger, Namens Guiglielmo, aus Quito gebürtig, er hatte früher Botengänge zwischen Buenos-Ayres über Rio de Janeiro nach New-Orleans und zurück gemacht, er kannte also die Gegend und jedes Blockhaus ganz genau. Der andere war ein hübscher zwanzigjähriger Creole, der, wie sich später herausstellen wird, eigentlich eine Creolin war und sich Marquitta nannte. Sonst hatten wir nichts Lebendes bei uns als unsere Pferde, Hunde und hin und wieder einen mexikanischen Puler.

Den ersten Tag bekamen wir kein Feuer in

die Flinte, die Luft zitterte unter der tropischen Sonne und wir verhielten uns schweigsam, nur Marquitta blies geräuschvoll den Rauch der feinen importirten Estremadura vor sich her, die lästigen Musquitos damit verscheuchend. Der Abend fand uns unter der breitblätterigen Sykomore gelagert, ein Baum, der in Deutschland seines Gleichen sucht und viele Aehnlichkeit mit dem gemeinen Ahorn besitzt. Während unsere Pferde begierig das versengte Gras fraßen, wurde auch unser Appetit lebhaft wachgerufen. Guiglielmo aber bedeutete, daß auch unsere Mundvorräthe bedenklich zu Ende seien und wir uns für heute wohl das Abendbrod würden verkneifen müssen. Das leuchtete uns aber nicht ein; etwas Genießbares mußte die Flinte heute noch liefern. Und wie den ruhigen und besonnenen Jäger das Glück meistens im Schlaf überfällt, so gelang es auch mir schon nach dem siebenten Schusse, einen Vogel aus luftiger Höhe herunterzuholen. Es war ein Geier, der mit weit ausgebreiteten Fittichen in kleinen Bogen, den Abendhimmel verdunkelnd, da herabsauste und surrte wie eine Lokomotive, die in mächtigen Curven bergabwärts fährt; es war aber nicht nur ein Geier, es war sogar ein Lämmergeier, denn er hielt ein Lamm in seinen Fängen, das mein junger Creole schon von Weitem

als Eigenthum seiner Estanzia erkannte. Guiglielmo hatte schnell ein Feuer gemacht, und da wir lange kein Hammelfleisch mit Kohl gegessen hatten, so wurde das geraubte Sinnbild der Unschuld geröstet und bald spießten sich unsere Waidmesser die besten saftigsten Stücke heraus. Das Uebrige sollte der Geier holen, denn er hatte die Absicht, sein zähes Leben noch bis Tagesanbruch zu erhalten, was ihm nicht nur sehr gut gelang, sondern er war bei Morgengrauen schon wieder hoch im Aether auf neue Beute bedacht.

Es liegt eine wunderbare Poesie in einer Tropennacht im Urwalde. Die Sonne ist blutroth untergegangen, die Vögel haben keine Lieder, die Blumen sind stumm, nur der unterdrückte Schrei einer im Wochenbett gepeinigten Affenmutter dringt befremdend an unser schlummertrunkenes Ohr. Doch darf ich mich bei der Beschreibung einer Tropennacht nicht zu lange aufhalten, denn es soll mit Sonnenaufgang ja weitergehen; ich verweise deshalb den tropenpoesiebedürftigen Leser auf die vortrefflichen Werke von Humboldt, Cooper, Armand, Andrée, Hartwig, Peschel, Ratzel 2c, die ja mehr oder minder von einander abgeschrieben haben. — Mein junger Creole lag neben mir auf der Rennthierdecke ausgestreckt, er lauschte meiner Tropen-

beschreibung mit brennenden, großen Augen und so erwarteten wir die Nacht. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß ich keine Ahnung von seiner Verkleidung hatte. Die kurze Tropennacht war schnell vorüber, ein balsamischer Duft weckte mich, doch waren es nicht die tropischen Gewächse, es waren die ambraduftenden Locken Marquitta's, des hübschen Kreolen, dessen Haupt gestern Abend schlummertrunken auf meine Brust gesunken war.

Der folgende Tag war unserer Jagdlust günstiger, wir mordeten Alles, was uns vor die Flinte kam, aber Beutelthiere ließen sich noch immer nicht sehen, und Marquitta hatte geschworen, mich nicht eher zu verlassen, bis wenigstens ein einziges Beutelthier gesehen und erlegt sei. Der Urwald war zu Ende, eine unabsehbare Prairie bot sich unsern erstaunten Blicken dar, der Durst quälte uns, kein Tropfen Wasser, dem Kreolen klebte die Zunge am Gaumen, was den Aermsten natürlich sprachlos machte, und nur durch Zeichen konnte er mir noch zu verstehen geben: er böte mir seine beste Estanzia für einen einzigen Tropfen Wassers. Da besann ich mich nicht lange; ich schlug im kleinen Leunis, den ich immer bei mir trug, nach und fand bald, daß Cedern, Birken und andere Bäume durch Anzapfen die schönste Limonade geben. Die Jahres-

zeit war günstig; ich bohrte den mir zunächst stehenden Baum an und siehe: aus der Rinde geschwätzig schnell springt murmelnd hervor ein Regenstrom aus Felsengüssen mit Donnersungestüm. Der Trunk war ergiebig genug für uns und unsere Pferde, auch konnten wir Alle noch ein erquickendes Fußbad darin nehmen*). Damit verstrich der zweite Tag, aber noch nicht ein einziges lumpiges Beutelthier war uns vor die Flinte gekommen. Unser Nachtquartier hielten wir diesmal im hohen Prairiegras, so daß ich nur den großen Bären und das südliche Kreuz am verschleierten Firmamente und allerdings auch wiederum Marquitta's Locken vor Augen hatte. Der dritte Tag endlich sollte unser Jagdglück krönen, freilich auf andere Weise, als wir geträumt oder zu ahnen gewagt hatten. Nach der Witterung, es war noch heißer geworden, zu schließen, mußten wir heute auf Beutelthiere stoßen, Guiglielmo, der die Witterung genau kannte, meinte sogar, wir würden über die Thiere stolpern. Wir schonten also unsere Munition und ließen die herrlichste Jagdbeute, die für den zoologischen Garten in Köln oder Frankfurt wahre Prachtexemplare abgegeben hätten, gleichgültig vorbei, was uns selbst von einigen Hyänen

*) Anmerk. des Setzers: Mit angewachsenen Stiefeln!

und Schakalen mit jenem maliciösen Lächeln, welches diesen Thieren eigen ist, gedankt wurde.

Ich weiß nicht, lieber, gelangweilter Leser, ob Dir jenes unbestimmte Gefühl von tropischer Dyssenterie bekannt ist, welches derjenige empfindet, der die Heimath verlassen will, weil ihn mancherlei kleine irdische Sorgen drücken. Man hat dann hier ein Pöstchen aufgenommen, dort eine Anleihe contrahirt, hier ein hebräisches Wechselchen unterschrieben, mit allerlei Zinsversprechen einen Schuldschein gezeichnet. Und am Verfalltage, da kommen dann der Bär und der Wolf und der Hirsch und der Löw', kurz, die ganze Naturgeschichte der Börse, und man hat ein Gefühl, das gleich nach dem Pferdstehlen kommt, und man wünscht sich in irgend eine telegraphenlose, unwirthliche Gegend, allein mit seinen Gefühlen und mit ihr, der Theuren, die all' die Misère verschuldet. Das Gegentheil dieser Gefühle, lieber Leser, empfand ich heute hochgradig; ich war in dieser unwegsamen Gegend auf menschenleerer Spur und fühlte mich sicher, ach, so sicher! Aber das fürchterliche Verhängniß schreitet schnell. „Da kommen die Beutelthiere", rief der sonst so schweigsame junge Creole plötzlich, auf eine Stelle deutend, wo durch das hohe Prairiegras unbestimmte graue Gestalten in weitspurigen Sprüngen setzten

und wie Känguruhs auf- und niedersprangen. Wir machten uns schußfertig und ließen die Hähne knacken. Aber plötzlich rief es aus dem Prairiegras: „Gott, Du gerechter, so schießt doch nicht, es stehen ja Leute hier, und noch dazu unsere Leut'!" Bevor wir noch die Flinten absetzen konnten, standen vor uns der Hirsch und der Bär und der Wolf und der Löw' in ihren langen känguruhfarbigen Kaftans. Da ergriff mich eine wahnsinnige Ironie, und die Schulter meines creolischen Jagdgefährten erfassend, rief ich mit hohler Stimme in die Prairie hinaus: „Keine Beutelthiere, sondern Beutelschneider!" Was nun folgte, ist leicht gesagt. Der Hirsch erklärte, sie seien mir nachgesetzt mit dem kostspieligen Lloyddampfer in der vierten Cajüte über das grauße Wasser ohne Balken und hätten gesucht in ganz Amerika nach meiner Visitenkarte, um zu haben Zahlung für die verfallenen Papierche oder wenigstens Prolongation mit Agio von fünfhundert Perzent. „God dam!" raunte ich, denn es war das einzige Englisch, was ich in Mexiko gelernt hatte, „ich will mir's überlegen, zuerst muß ich mich von meinem ausgestandenen Schrecken eines so freudigen Wiedersehens erholen."

Da, als ich mit meinem Schicksal unter dem Schatten einer Sykomore fürchterlich zu grollen an-

fing, kam mir mein Jagdglück in einer Weise zu statten wie nie vorher, wie niemals später. Auf Schußweite schwebte über uns ein Vogel, wie ich ihn in diesen Landstrichen sonst noch nicht gesehen. Mechanisch legte ich auf ihn an, er stürzte auf den ersten Schuß zu meinen Füßen nieder. „Ein erbärmliches Thier", sagte der junge Creole mitleidig. „Was hat er gesagt? Erbärmlich hat er gesagt?" kreischten der Wolf und der Bär gleichzeitig und stürzten über die Beute her; denn sie waren in Museen und Antiquitäten sehr bewandert und verkauften neue Wandschränke für alt mit künstlichen Wurmstichen. „Was giebt's?" fragte ich. „Was ich geb'", sagte der Wolf, „nu, was werd' ich geben?" — „Wissen Sie, was Sie haben geschossen?" fragte der Hirsch, „Sie haben geschossen den Archäopterix oder Urvogel, was hat in der Zeitung gestanden, daß ihn nicht konnt' kaufen das Genfer Museum. O, Nimrod aller Zeiten, hier nimm die Wechsel und die Schuldschain, sie liegen zerrissen Dir zu Füßen, wenn Du mir giebst den Archäopterix!" So riefen alle vier Beutelthiere. Wir wurden schnell handelseins und nun, da uns die Jagd auf Kängurubs so verleidet worden, ritten wir auf die Estanzia zurück. Die vier Beutelthiere banden wir der schnelleren Beförderung wegen an unsere Halfter, und vergnügt

über den Urvogel sprangen sie unermüdlich durch Urwaldgestrüpp und Prairiegras. Auf der Estanzia angekommen, trennten wir uns von den vier Känguruhs. Später lasen wir in den Zeitungen, daß der Hirsch und der Wolf und der Löw' und der Bär den Archäopterix an das brittische Museum in London um eine fürchterliche Summe verkauft hätten, wie sie nur von Engländern bezahlt wird.

Mein junger Creole behielt mich noch einige Tage als Gast; als wir uns von den Strapazen unseres Jagdzuges erholt hatten, wollte ich Abschied nehmen. Mein Jagdgefährte Marquitta hing sich um meinen Hals wie eine Jagdtasche und weinte, bis ich aus ihrer gepreßten Brust das Bekenntniß herauslockte, daß sie eine sehr junge Wittwe sei, daß sie die Verkleidung nur angenommen, um mir auf meinen Jagdabenteuern Gesellschaft leisten zu können, daß sie ohne mich nicht leben könne und wenn ich nur wolle — — — und ich wollte und blieb Wochen, Monate, ein ganzes Jahr und tauschte mit Marquitta des Glückes frohe Stunden aus, fern von Europens übertünchter Höflichkeit, die wir erst wieder kennen lernten, als wir unsere Hochzeitsreise über den Ocean machten.

F. Lassalle.

Die Engel nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel nennen es Höllenleid,
Die Menschen nennen es Liebe.
(Heine.)

Aus dem Musterbriefsteller für Liebende.

Helena meiner Seele!

O, wenn Du wüßtest, welch' eine unruhige Nacht ich hinter mir habe! Als ich gestern Abend in Mykene im Mondenschein mit meinen Hirschledernen auf Deiner frischangestrichenen Fensterbank saß, da war ich noch im Stande, Deinen Wünschen nachzugeben und Dich ohne viel Federlesens über die spartanische Grenze zu schaffen oder Dich nach Aegypten, Mesopotamien, Hinterpommern oder Tegernsee zu entführen, der Ort ist ja ganz gleichgültig. Kennt

denn die Liebe überhaupt einen Ort? Kennt sie Zeit? Kennt sie Stunde? Nein, die Liebe hat keine Taschenuhr, sie kennt nur einen Raum, und dieser Raum ist der große Weltenraum, in welchem der Cherub vor Zeus steht und der Wurm sich im Staube krümmt, wie Schiller das so sinnig andeutet. Ach Helena, wie glücklich sind doch die Würmer, denn sie kennen noch keine Standesunterschiede! O, Ellen meiner Seele, Weib meiner Qual, seit der gestrigen Fensterbanksitzung bin ich entnüchtert, bin eine armselige Creatur! Wie oft habe ich nicht gepredigt gegen diese Standesunterschiede, so zwar, daß Johannes in der Wüste, Cicero, Demosthenes, Sokrates, Perikles und Wantrupp die reinen Taubstummen gegen meine Zungenfertigkeit sind. Meine Leute wissen das. Und wenn ich von meinen Leuten rede, so meine ich damit nicht meinen Ajax, der mir trotz der Standesgleichheit, die ich predige, noch immer die Stiefel putzt, oder die Köchin Klyteneſtra (nicht die von Tempeltey) oder die Milchfrau Elektra oder meine Wäscherin Penelope oder die Putzfrau Hermione, nein, meine Armee beträgt eine halbe Million, und ein Wink von Dir, Helena, und ich lasse Dich auf einem spartanischen Siegeswagen, von sechs Isabellen gezogen, in die Akropolisstraße bringen, wo ich ein Musterwohnhaus für die zu-

künftige Arbeiterklasse mit den schwersten türkischen Stoffen und Teppichen eingerichtet habe. Doch noch nicht! Zuvor muß ich mein Messer wetzen gegen diese Vorurtheile, und so will ich vor Zeus, Deinen Vater, hintreten und ihn fragen: Himmel, hast du keine Blitze und Donnerkeile nicht noch mal? Denn nur aus seinen Händen will ich Dich empfangen. Siehst Du, das ist ehrenwerth, und trotzdem erkennen meine Feinde und Freunde, ja selbst meine Parodisten an, daß ich Dich doch nur getrost hätte gleich entführen sollen, nachdem ich mich doch über so manche andere Vorurtheile mit der Voltigirstange meiner Beredsamkeit hinweggesetzt, unter Andern auch über das Vorurtheil: den Geist der Zufriedenheit und treuer Pflichterfüllung aus der Hütte des Arbeiters auf lange, lange Jahre hinausgetragen zu haben. Ach, was habe ich Dir nicht seit gestern Alles wieder zu sagen, beides, Du meine Königin und mein Leibfuchs! Aber ich will Dich erringen und sollte ich unseren Widersachern eigenhändig den Blitzstrahl der Petroleumfackel in die Hände drücken. Antworte mir nicht auf diesen Brief, Du weißt, daß meine Eitelkeit Widerspruch nicht ertragen kann, wenn Du aber durchaus eine Antwort schreiben willst, so gieb sie noch vor Empfang dieser Zeilen auf die Post, ich werde dann noch vor dem Eintreffen Deiner

Antwort bei Dir sein. Nun habe ich Dir Alles, Alles mitgetheilt, ich habe Dir nichts mehr zu sagen, Dir nichts verschwiegen, was bei meiner Beredsamkeit viel heißen will, ich weiß nun nichts mehr, so erfahre denn, was ich Dir noch weiter zu sagen habe, falls Du es meiner Adlernase nicht schon angemerkt haben solltest. O, Helena, ich bin eingewanderter Semit, bin Semit um meiner Eltern willen. Du weißt, daß ich auf meinen vielen Reisen nicht immer Geschundenes haben konnte, die spartanischen Hotelköche haben niemals Rücksicht auf den Fremdling genommen, so kam es, daß mir zuletzt Alles, was ich aß, Wurscht wurde, und Du weißt ja auch, daß ich unter Umständen ein ganzes Torfschwein, wenn es mit grünem Kohl und Kastanien aufgetragen wird, ohne Anstrengung vertilgen kann. Dennoch wirst Du in unserer Häuslichkeit in Athen eine semitische Köchin für den Besuchsfall der theuren Eltern miethen müssen. Denn meine Eltern sind mir heilig, wie ich von Dir erwarte, daß Dir die Deinigen heilig sind. Ich weiß, daß Du Dich über den Blitz und Donnerkeil Deines Vaters Zeus arg zu beklagen Veranlassung genommen, aber es sind immer die Eltern, und es wäre unserer großen Seelen unwürdig, wenn wir selbst jenseits des Orkus nicht jenen Zoll der Ehrerbietung für sie mehr hätten, den unser

Vetter Orest selbst in der Geistesumnachtung mit kindlicher Rührung bezahlte.

Lebe wohl und gedenke mein.

Dein

Paris.

P. S. Eben wie ich diesen Brief auf die Post tragen will, fällt mir ein, daß ich Dir noch mancherlei mitzutheilen habe, ich sende ihn also nicht ab, sondern werde einen größern Manuscriptbrief von Stapel lassen, sei also jedenfalls so gut und beantworte ihn mir noch nicht.

Der Obige.

Wilhelmine von Hillern.

Meine Minna geht vorüber,
Meine Minna kennt uns nicht.
(Die Alpenwelt und ihre Dialekte.)

Alpenröschen.

Kolossale, gigantische, gletscherhafte Eismassen in ganzen und halben Portionen trägt auf ihren blendenden Schultern die Jungfrau. Wer sich ihr zum erstenmal nähert, versinkt in Staunen und stumme Andacht. Es will dem Fremdling kaum faßbar erscheinen, wie nur das hehre, stolze Mädchen der Schweizer Alpenwelt so herrlich ausgerüstet sein kann mit so vieler Schönheit. Und unter den mächtigen Präsentirtellern dieser entzückenden Gletscherwelt, da beginnt die Region des ewig frischgefallenen Schnees, dessen blendend weiße, keusche Hügel noch keines Menschen Hand berührte, geschweige denn ein

Fuß mit rohem Absatz betrat. Und wieder eine Region tiefer, da beginnt schon das Leben einer üppigeren Natur, denn auf dem stolzen, vollen Leib, da grünen und blühen das Leben, die Triebe und der Pulsschlag menschlichen Daseins. Inmitten dieser majestätisch schönen Alpennatur liegt ein Kloster, es ist ein Alpenkloster, vor tausend Jahren schon ein Hospiz für arme Wanderer, die hier Erquickung suchten und fanden. Da reichte dann die Jungfrau das erfrischende Eis, den frischen Schneemuß von ihren Gipfeln herunter und vermengte das herrliche Wasser ihrer Quellen mit dem süßen Beerensaft des Waldes, mit Erd- und Himbeer, und auf diese Weise sind die heutigen kohlensauren Jungfrauen entstanden.

Das ist nun Alles anders worden. Denn es versammelten sich zu den Füßen der hehren Jungfrau Gastwirthe und Engländer, Conditoreien, Lesehallen, Wandel- und Kegelbahnen, Barbiere und Brunnenärzte, nervöse Badegäste und Institutsfräulein, und auf diese Weise ist der heutige Kurort Interlaken entstanden. Was Wunder, daß auch das entzückende Alpenkloster der Schneeregion ebenfalls herunterkam und sich im Parterre etablirte, vis-à-vis einer Conditorei, und die Nonnen zogen daraus und es wurde eine Gefangenanstalt für ausgewachsene

Backfische, eine künstliche Brutanstalt für höhere Blaustrümpfe.

Nur Eines hatte sich patriarchalisch auf das Haus vererbt: es durfte kein männlicher Stiefelabsatz die Schwelle übertreten. Dieses Gesetz war hoch, heilig, unverbrüchlich und ging so weit, daß selbst der Institutsarzt den Puls der jungen Damen durchs halbgeöffnete Fenster befühlen mußte.

Um diese Zeit — ich meine, wie das Kloster auf den Hund und das Jungfraueninstitut aufs Pferd gekommen war — drang aus dem mit hohen Mauern umgebenen Hof das fröhliche, laute Gezwitscher von weit über hundert jungen Mädchenstimmen. Es war in der Frühstücksstunde zwischen byzantinischer Kunstgeschichte und spanischer Metrik, da saßen fern, von allem Sauerstoff abgeschlossen, drei junge Damen bei einer Strafarbeit eingesperrt; die Fenstervorhänge nach der Seite der sündhaften Brunnenpromenade waren natürlich fest verschlossen. Das Thema war nicht leicht, die Arrestantinnen hatten als Strafarbeit ihre bisherige Lebensgeschichte, nicht etwa englisch oder gar deutsch, nein, im fließenden rhätischen Alpendialekt wiederzugeben, wobei wieder auf die hundertundzwanzig Nebendialekte Rücksicht zu nehmen war.

Rosa, die in diesem Zweig des Wissens die

Begabteste unter ihnen war, that sich leicht, sie hatte schon Erkleckliches in der Dialektforschung geleistet und in ihrer jüngsten Gebirgsnovelle: „Die Falkenminna", mit gemischtem Erfolg verwerthet. Sie hatte, keine Frage, diese Fähigkeit schon mit der Muttermilch eingesogen; denn diese — das heißt die Mutter, nicht die Milch — war in der Ramsau wie zu Hause und eine nahe Verwandte des sogenannten Goldbauers, dessen kernige Sprache auf allen deutschen Hofbühnen im schlechtesten Hochdeutsch wiederzugeben versucht wurde. Die Tochter nun, in der Hofsprache Amarosa, in den Geheimrathscirkeln Rosalinde, von den Eltern Röschen, von den Domestiken Rosalie, von den jüdischen Bekannten Rosaura genannt, war Ehrenmitglied des Berliner Gemsjägerclubs geworden, und hier hieß sie Alpenröserl, auch Reserl, Resi, Resei, Reseda. Sie bestickte Gebirgshosenträger und Wadenstrümpfe mit Perlen, häkelte Rucksäcke und wollene Kotzen für Gemsjäger, und benähte die echten Kochlerjoppen vom Mühlendamm mit grünseidenen Litzen und elfenbeinernen oder perlmutternen Knöpfen, und, obgleich ein echtes mit Spreewasser getauftes Kind vom Kreuzberg, war sie ethnographisch, culturhistorisch und klimatisch in den Schneeregionen der bayerischen, tyroler und engadiner Alpenwelt wie zu Hause. Ihre Ehren=

mitgliedschaft des Vereins für Berliner Gemsjäger verdankte sie der geradezu meisterhaften Uebersetzung einer höchst schwierigen oberbayerischen Redewendung. Ein Vereinsmitglied hatte nämlich die Ramsau besucht und seinen Führer gefragt: ob es in der Wimbachklamm auch Jemsen jäbe, und der urwüchsige Gebirgsbewohner, der die Höflichkeit von seinem Großvater, dem Goldbauer, geerbt haben mochte, sagte lächelnd: „Geh', laß Di hoam goag'n Du Kleetzen-Sepperl!" Der Jüngling, dessen Forschungstrieb und Wissensdrang nicht genügend befriedigt, merkte sich den Satz, und der Berliner Gemsjägerverein stellte bald darauf die Ehrenmitgliedschaft dem in Aussicht, der die beste und weitgehendste Uebersetzung ins Berliner Gemsjägerische liefern würde. Alpenröserl, in den Geist der Sprache eindringend, gewann die Preisaufgabe und die Uebersetzung lautete: „Gehe und laß dich gelinde nach Hause violinspielen, du getrockneter Birnenjosef." So war Alpenröschen für die große märkische Streusandbüchse ein Dollmetscher oberbayerischer Gefühlswallungen geworden und erhielt nun in Interlaken den höheren Schliff im Gebirgsdialekt. Denn es war wichtig! Die Gartenlaube schien ihre bayerischen Gebirgsnovellisten möglichst durch Frauen ersetzen zu wollen und der Frauenemancipation resp. dem Frauenerwerb dadurch näher-

zutreten, daß sie junge, strumpfstrickende Mutterfüllen aufzog, um den Sensationsroman vom gesunden Ackerbodenhumus ins Warmhausmistbeet zu verpflanzen.

Aus der Strafarbeit der drei jungen Pensionärinnen ging nun hervor, daß Alpenröschen entschieden nach der vortrefflichen Mutter geschlagen und eine exquisite Erziehung genossen. Sie hatte auf irgend einem hohen Gebirgskamm in Selbstverbannung mit der so beliebten Falkenminna gelebt, durch welche sie den Berliner Gemsjägerdialekt bis weit in die entlegensten Schluchten und Thäler tragen ließ mit so durchschlagendem Erfolg, daß nicht allein die Falkenminna, sondern auch Alles, was mit ihr in Berührung kam, den gesunden heimathlichen Gebirgsjargon total verlernte. Auf diesen Erfolg konnte Alpenröschen stolz sein.

Die zweite der in Clausur genommenen Delinquentinnen hieß Melitta, ihr Leben schien mehr ernster Natur zu sein, sie hatte, nach ihren Novellen zu schließen, offenbar erbauliche Erfahrungen im Familienleben gesammelt und ritt in allen ihren Novellen derartig herum auf Adel und Geistlichkeit, daß man hätte glauben können, sie beabsichtige für die nächste Steeple-Chase eigens ein Dutzend nervöser Hofdamen, Domherren, Testamentsonkel und

abgelebte mediatisirte Fürstengeschlechter als Reitpferde zu schulen. Sie ging offenbar zu weit mit all' den bis zum Zerbersten künstlich emporgeschraubten Gegensätzen, mit all' den psychologischen Unwahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten. Lauter unsympathische Charaktere, von des Gedankens Bleichsucht angekränkelt, kein Zug von Sanftmuth und edler Weiblichkeit, keine Spur von gediegener Gestaltungs- und Entfaltungskraft, immer und immer wieder das ekelhafte Verhängniß über ein starres, eigensinniges, herzloses Familienleben!

Die dritte der jungen Pensionärinnen war ein hübsches freundliches Geschöpf, sie war die Tochter eines Bürstenbinders und schrieb Gletscherwasser und ihre Novellen waren so keusch wie frisch gefallener Schnee und nicht so borstig wie die der Melitta und das Handwerk ihres Vaters.

— — — — — — — — — — —

Da plötzlich stieg ein junger hübscher Mann über die Institutsmauer, die oben mit scharfen und spitzen Zacken versehen war, um dem Sitzfleisch der Diebe keinen Ruhepunkt zu gönnen. Unerhörter Frevel! Wie aufgescheuchte Vögel flogen die Mädchen der Frühstücksstunde auseinander und ins Haus.

„Dreizehnmal", sagte der junge Mann vorwurfsvoll, „habe ich die Hausglocke geläutet auf

Kosten meines Handgelenkes", als er vor das geheime Inquisitionstribunal der Institutsvorsteherin geführt wurde, „wissen Sie, daß ich Portraitmaler bin und meine Hände schonen muß?" — „Dem starken Geschlecht ist seit tausend Jahren der Eintritt ins Alpenkloster verwehrt", krähte die Alte, „Sie sind der Erste, Sie brauchen Gewalt, wissen Sie, daß ich die weiblichen Schutzmänner rufen kann?"

„Wozu würden Mauern anders gebaut als zum Uebersteigen?" fragte der junge Mann. „Ich habe gemessenen Auftrag von der Gartenlaube, eine Dame ihres Instituts zu malen: Alpenrosalinde ist, wenn ich nicht taub gewesen bin, ihr Name. Sie gestatten mir wohl, daß ich Ihnen das gute Recht über den Kopf wegnehme?" Die Vorsteherin sank über die tausendjährige Frechheit sofort in Ohnmacht; der Maler schritt über sie hinweg und es gelang ihm, mit kühnem Handgelenk das Schloß der Jungfrauenclausur zu zerbrechen. Er war einer der schönsten jungen Männer Deutschlands und der Schweiz. Hier das Recept für zukünftige Romane: Auf kräftigen Schultern wiegte sich der edle Kopf eines Agamemnon, das weiche, wellige, dunkele Haar beschattete in leichten Ringen die leuchtende, blendendweiße hohe Stirn, das Auge flammte wie Alpenglühen auf dem alabasternen Firnenschnee seines von einem kräftigen Vollbart

umrahmten Gesichtes, welcher letzterer die breite, gewölbte Brust derartig überschattete, daß er keine Chemisettes zu tragen brauchte, dazu sein hoher Wuchs, die biegsame Gestalt ꝛc. ꝛc. — Nähere Beschreibung vergleiche: „Polyclet, Von den Maaßen des männlichen Körpers."

Die drei jungen Damen standen bei seinem plötzlichen Anblick in der fünften Position wie zu Salzsäulen verwandelt, Alpenröschen mit ausgebreiteten Armen wie Senta im fliegenden Holländer. Es war eine herrliche Pose, für einen jungen strebsamen Künstler wie geschaffen. Er benutzte den Moment der Erstarrung und hatte schnell mit photographischer Treue die drei Portraits vollendet. „Drei Fliegen mit einer Klappe", dachte er, schlug sein Skizzenbuch zu und stürzte wie ein verwundeter Hirsch zu Alpenröschens Füßen. Kaum hatte die das Wort „Gartenlaube" vernommen, da fiel sie dem Fremdling um den Hals und rief mit seelenvoller Innigkeit: „Für diese Zeichnung lasse ich mir das Hemd mit sammt der Haut über den Kopf ziehen!" *) Der Maler, erschrocken über diese Naivetät aus dem Munde einer Dame, sagte nichts. „Er scheint stumm oder doch

---

*) „Und sie kommt doch." III. Band, Seite 89. Zeile 6 von oben.

zum wenigsten taubstumm", sagte Alpenröschen, „er dauert mich, ich will ihn erquicken, ihn retten, er muß fort von hier." — „Mit Nichten", meinte Melitta, „wo könnte er wohl schneller die Sprache wiederfinden, als in einem Mädchenpensionat mit weit über hundert Sprechwerkzeugen."

Der Maler aber legte wie ein gefälltes Wild sein müdes Haupt in Alpenröschens Schatten und erquickte sich mit güldenem Honig aus ihrem Busenkelch*) und die Jungfrau hielt still wie eine Opferschale**). Dann rafft' er sich empor: „Herr, mein Gott, die Zeit enteilt; komm, Röschen, du „Vieltreue", entführe mich."

Und sie entflohen, und er trug sie weit fort, bis er ermüdet ausrief: „Ist es wol Dein Busen, den ich in der Brust trage, der mich so beschwert, daß mein Fuß wanket unter seiner eignen Last?"***) Und er schläft ein, der Fuß nämlich. Da kommt es über sie allmächtig, sie weiß nicht, was sie thut; ihre Lippen hauchen auf seine Lider einen leisen, süßen, inbrünstigen Kuß. „Heilige, schneebedeckte Jungfrau, was hast Du gethan? Du hast mich

*) Seite 101.
**) Seite 102.
***) Seite 103.

geküßt!"*) „Vergieb mir und tödte mich!" rief sie und sank halb besinnungslos zu seinen Füßen Aber der Maler stand da, fest wie ein Baum, den der Blitz getroffen, aus dem die Flamme emporschlägt und das Mark verzehrt.

„O Wunder über Wunder", rief er athemlos, „wehe Dir, Alpenröschen, Du hast mir die Augen aufgethan mit Deinem Kuß, und ich sehe, was ich nicht sehen soll, ich sehe Deine goldschimmernden Augen**), ich sehe Dich, ganz wie Du bist, Du minnige Maid, bis herab zu den reizenden Stiefeletten, die mir so treu gefolgt, ich sehe Alles, Alles!***) Und ich möchte begraben sein in diesen weichen Haaren und Schwimmunterricht nehmen in diesen unergründlichen Augen†), ich möchte mich zu Tode lutschen an Deinen Lippen. Aber es darf nicht sein!" Und er umschlang den ersten besten Baumstamm, als wolle er sich daran aufhängen, damit er das Mägdlein nicht an seinen Bußen††) reiße und mit ihr untergehe in dem entfesselten

*) Seite 113.

**) Anmerk. des Setzers: Goldschimmernd? Nanu?!

***) Seite 114.

†) Ebendaselbst.

††) Seite 115, Zeile 4 von oben. Vermuthlich Berliner Gemsjägerdialekt für Mädchenbusen.

Feuerstrom. Es war kein Kampf der Augen mehr es war ein Kampf mit seinem ganzen Sein, und er versuchte, sich die Seele auszureißen*), und schrie zum Himmel mit verzweifelnden Armen:

„Allmächtiger, das ist die Liebe, Alles ist vergebens, das ist die Liebe — und sie kommt doch!"

Alpenröschen stand und zitterte wie eine Knospe beim zweiten oder dritten Gewittersturm, Blitzschlag, Hagel; denn der erste Blitzschlag hatte ja ihn schon getroffen. Der Maler drückte sein Gesicht an die rauhe Rinde des Stammes und blutige Thränen rannen, in ganzen und halben Dutzend sortirt, über seine Wangen. „Das ist die Liebe! Wasser!" schrie er, „ich brenne, Röschen, lösche, o lösche die Gluth!**) Laß regnen, mein Gott, laß die Bäche schwellen, dies Blut zu kühlen; Wasser! Alpenröschen, aus Barmherzigkeit, Wasser! Führ' mich zum Quell oder ich vergehe!" „Gieb ihm doch schnell Wasser, Röschen", rief eine innere Stimme. Entsetzen ergriff das Mädchen, und als wage sie es nicht mehr, ihn zu berühren, führte sie ihn an den Gletscherwassersturzbach der nahen Jung=

*) Seite 115.
**) Seite 115.

frau, der sich mit jähem Gefäll über die Felsen herabstürzt, weißschäumend wie der Firnschnee, dem er entströmt, — und faßt ihn beim Rockschooß und schleudert ihn in den eisigen Strudel, in die reinen, reinigenden Wogen, und die Wogen des erhitzten Blutes gerinnen*) zu Eis in ganzen und halben Portionen, seine Glieder erstarren und kalt wie der Tod tritt es ihm ans Herz. — Schrecklich! — Aber er starb nicht, es war nur ein Stockschnupfen zu befürchten und deshalb wanderte das Paar schneller vorwärts, um wieder in Transpiration zu kommen. Er lauschte auf jedes Geräusch, das ihm die Nähe eines Eisenbahnzuges verkünden möchte, vergebens.

Neunmal war die Sonne auf- und zehnmal untergegangen**) und sie wanderten weiter, und so ging das Liebesgestöhn und Gejammer der beiden Verliebten weiter bis zur hundertundzweiundsechzigsten Seite des dritten Bandes, da endlich rief es laut durch den Wald: „Ich halte den geistlosen Quatsch nicht mehr aus!" — Und der Maler schlug sich seitwärts in die Büsche und rannte mit seinem Skizzenbuche eilig davon. Zu Hause angekommen

*) Seite 116.
**) Seite 125.

stolperte er auf der Treppe, als er sich umsah, war es die hoch aufgethürmte Recension in No. 22 der „Gegenwart", aus welcher sich ergab, daß der Recensent nur die beiden ersten Bände zu lesen sich die Mühe genommen, was wir ihm auch nicht verdenken können.

Fritz Reuter.

„Schreibe, wie Du richtig sprichst und buchstabirst!“ —
„Spräk dat Plattdütsch so as Di dat Muhl wussen is un denn klarr' hen!“

Krischan Piependeckel un Oll-Bräsig sien Katt.

Dat sünd nu jewoll all fiewhunnert Johr, de Tieden wieren noch nich so leeg as hüt, de Tüften wussen so grot as Hinning Namaker sine Kägelkugel, dat Pund Botter gelt' up dat Woldecker Mark man twee Gröschen, de oll ritterschaftlich Creditbank was dunn keen anner as Moses Simonis Isack in Dammgorn un an de groten Plessens un Uertzens un Bülows un Schacks dacht noch keen Minsch. Up de groten Weitenslâg in Pommern un Meckelborg wussen Arwten un Wöttel un de groten Pirdställ in Iwenack wiren niks as 'ne lütt Fahlenkoppel.

Nu is dat jo upstunns so, dat uns Oellern

ehre Namens ümmer von ehren Vörvadder hebben, äwerst bi denn' Mann, de hüt vör Oll-Bräsigen sinen Gorentuhn stünn mit ne grote Pietsch, dröp dat nich in. Sin Vörvadder vör fiewhunnert Johr was Jochen Flaßkopp in Triebsees, de was 'n rieken Kierl mit an de tweedusend Last un bröcht sien Kurn na Stettin und sien Wull na Bramborg. Dat güng so lang gaud, as de dörtigjährig Krieg kam, dun föllen de Sweden un de Wallensteeners äwe de Kinner von Flaßkoppen her un de mößten Pankerott spälen. Un so güng dat ümmer leeger un mit all dat Geld güng ook de Nam' Flaßkopp tau Grun', denn de Letzt von de Flaßköpp dat was 'n ollen düchtigen Smöker un de Lür näumten em nich mir Flaßkopp, sei döften em Piepkopp. So güng dat nu wierer. Ut Piepkopp makten sei för de Kinner Piepgössel un Piephaak un de Letzt von de Flaßköpp de was Entspekter Bräsig sien Statthöller un sei näumten em na sine letzten Vörölleru Piependeckel. Krischan Piependeckel stunn an den Gorentuhn von Nawer Bräsig un paßt mit de Swäp up Bräsigen sin Katt; eegentlich äwer was dat keen Katt, dat was 'n Kater.

„Täuw man, Musch Kater“, had Piependeckel segt, de Lünnings, wat mi all mien unriep Kirschen awfräten, de deihst du niks, äwerst min oll lütt

Gössel un Küken bittst du mi dodt; krieg ick di, denn slaa ick die mör!"

„Na, wat dit woll ward", säd Bräsig un keek in sin Stuw achter de Gardinen ut'n Finster, hei will jewoll mien Katt tau Liew!" legt sin kort Piep up'n Disch un langt ut dat Schapp noch ein lüttes Ending Spickaal un will de Katt mit dißen leckern Happen in de Stuw taurüg möten üm se vör Krischanen sin Ansläg' säker tau maken. Aewerst Musch Kater leep vördwaß in sin Unglück.

Bräsig was Jedermanns Fründ, ok Krischanen mügt hei giern lieden, äwerst wer sien Katt wat andauhn dat, mit den' mößt hei sick vertüren.

„Jung, Di sall jewoll de Düwel halen, wenn Du mi de Katt nich gahn lettst!" rep Bräsig ut de Döhr. Aewerst Krischan hürt nich up Bräsichen un tangt sik den gröttsten Bohnenstaaken ut de Swiensstallegg, böhrt em in de Enn' un wull Musch Katern orig eenen utlangen, man schad hei slög verbi un de Katt neit ut. „Hätt ne Uhl seten!" röp Bräsig. „Ick will Di wat hausten!" röp Krischan, un perrt sick den' Bohnenschacht mit den Foot wat körter. — „Hast Du nich gesehen!" rep Bräsich, „daß Du die Nase —!" un langt sick ok eenen Bohnenstaaken. Nu kunn ja de wilde Jagd losgahn. Musch Kater störrt in Krischanen sin'

lütten Goren äwer de Rabatten, Krischan ümmer achter an un Bräsig achter Krischan. Dat güng denn äwer de Meßkaul, — junge di, dat was moi fucht, un de Sooß leep Krischanen in de intweiigen Stäwel, — denn dörch den Häunerstall, da satt de oll Kluck up dat Nest un schreg „Tuck, tuck, tark, wat, wat, bedüht dit!" Nu güng dat knasch üm de Egg in de Pappelalleh, Bräsig ümmer achter in. „Täuw", segt Krischan, „nu hew ick Di" un swabbs had de Katt een' äwer'n Puckel, dat sei fiew mal kapeister schöt un liggen bleew, un schwups'di had Krischan een äwern Kopp un störrt mit de Snut in de Pütt, dat de Meß utenanner klatscht! — Musch Kater stünn wedder up, Krischan bleiw bi-liggen. „Kinners wat is dit?" frögt Bräsig ganz verviert — „Den' häw ick jewoll dodt slagen?" Nu kemen de Knechts un böhrten Krischanen up. Hei räugt sick nich, äwerst hei läwt noch. Bräsig was so witt as ne Wand, hei had den' ollen Burssen orig een' beluert. Se drögen nu Krischanen up den Ossenwagen, bröchten em nach Huf' un nu möößt jewoll Bräsigen sin ganze Husapteik her: to ierst de homöpatsche von Güntern un denn de allepatsche un alle Husmittel: koll Water, heete Grütt, dörchkäut Botterbrod, Operdeldock, Blautigel, Schröppköpp un de Aderlässers för de Pird. Na,

den drütten Dag was Krischan denn ok wedder so wiet, dat hei Rindflesch un Plummen äten un' lütten Kähm drinken kunn.

Wat was nu äwerst ut de Katt worden? „O, de ward woll verreckt sin un in' Schassehgrawen liggen", meint Krischan, äwerst Hinning Bolten, wat den Nachtwächter Bolten sin oll Lütt was, de säd': hei hadd sei gistern noch sehn, son' oll Katt is taag as Ledder un in Siedenbollentien was mal Großmutting ehr Katt in die niemodsch' Döschmaschin kamen un de läwt je ok noch, sei hadd sik man de Knaaken 'n bäten verstukt. Bräsigen wull dat niks bedüden, hei wüßt, wenn Musch Kater mal 'ne Nacht nich tau Hus' was, den' was hei up'n Kurnbodden achter de Müs' oder hei frög bi Pasters ehr Katt nah: wo hoch dat hei bi ehr in de Gunst was. Aewer, twei Dag, dree Dag, dat wull Bräsigen nich to Kopp un hei trekt de Ogenbranen tohöcht und süht längs de Pappelalleh'. De Katt kamm nich, äwerst da kamm wat anners und dat was oll Rekter Klüß und Koopmann Selchow, un wenn de twei sick seihn leten, denn was Can'dat Siggelkow un de Schriewer Korl Breetspräker ok nich mihr wiet und setten äwer den Arwtenacker von dat Nahwergaud.

„Sei willen wol eine Kass Kägel spälen?"

röp Bräsig all von Wieden. „Je, denn ward dat woll nich anners", seggt Selchow un presentirt Bräsigen ein von sien Sößlingszigarn. „Sünd dat Fründschaps= oder Herrschaftszigarn?" frög Bräsig. „Echt' importirt", seggt Koopmann Selchow, „Havannadeckblatt!" „Jöching", reep Bräsig den Statthöller sin' lütten Sähn: „Kumm mal ran, min oll lütt Jung." Jöching störrt äwer den Räuwen. „Hahl die 'n Bessen, Jöching, un mak de Kägelbahn reid'n un denn sett mal up." — Lütt Jochen was dree Kees' hoch un lacht mit dat Muhl bit an de Uhren. Dat wohrt denn ok nich lang', dunn klätern de Kugel in de höltern Rönn.

„Pudel Rehbuck!" reep Jochen, as de Rekter einen Sandlöper smeet. „Dat fängt gaud an", meint Selchow un smeet ok einen Pudel. Nu kamm Can'dat Siggelkow, hei makt sick de Finger natt, treckt sick den Rockschoot von achter wat up de Siet un simmst de Kugel forsch up dat Brett ruter. „Wird auch nich viel", meint Bräsig. „Einen biluert!" reep Jochen. „Hat's besser verdient", seggt Bräsig un söcht sich sine Kugel ut, mit de hei ümmer to smieten gewennt was. „Ich will Sie was sagen, mien leiw' Can'dat, das is man, weil Sie ümmer mit das rechte Vödderbeen toierst upstöten. Nu passen Sie mal Achtung, als wieans

ick das machen thu!" Dorbi swenkt dei oll Knaw so 'ne fiew, söß mal mit de Kugel as ein Pappendiekel un pedd mit den linken Achterfoth tauierst un treckt dat anner Bein nah. Wiel nu de Kugel dat Loopen kricht, bengt hei sick, as wull hei de Kugel in de richtige Fohrt bringen, äwerst dat söll nich sin, sei gaw ok 'n richtige Sandlöper aw. Nu lachten's all un Jöching lacht ok. „Jung, wat häst Du tau lachen, willst Du mal gliek uppassen!" „Schad' ihm nich', Herr Entspekter", säd de Schriewer, „Einer muß sich man erst 'n bischen wieder einschmeißen", und de dumm Jung smeet „Acht üm den König". „Zü den' an", säd Selchow un spuckt sick all in de Finger, ierst kamm nu äwer dei Rekter un schauw Schosterhüker, bi Selchow und Siggelkow wörden dat ok nich väl mier, äwerst Bräsig kunnt dat Gebädel nich mier mit anseihn, hei bullert sine Kugel ditmal in dat richtige Lock. „Dei ganze Cumpeni!" reep Jöching. „Dat kost 'n Schilling!" reep de Can'dat.

Nu kamm Dürten, de Käksch, öwer'n Hoff un scheest dörch de Pappelalleh. Sei höll sick de Käkenschört wat hinnen und sär: „Ach, Herr Entspekter", sär sei, „wat Fritz nich gliek anspannen kunn." „Wat sall hei denn, min lütt Dirning?" frögt Bräsig, noch seelenvergnäugt äwer sien Nägen

un strakt dat lütt' dralle Ding äwer dei Ogen. „Je, hei sall den' Dokter halen, dat gnädig Fröl'n hadd dat wedder so up dei Bost.

„Braucht keinen Dokter nich', min Dirning, man ein Senftplaster ondlich ausgestrichen un twischen dei Mag' und dei Bost fast upbackt", un dei oll fründlich Burß namm dat smucke Dürten üm dei Rippen un wiest sei dat Flach för dat Senftplaster. „Un denn man jonich bei di meßnatte Witterung in' Goren mit die neumodschen Tügstäwel und nich so viel Schoppeng auf das Klawezimpel polken, und nich so viel hujahnen: ‚Ich bitt' euch, liebe Vögelein'."

„Mein Jeeses", seggt Dürten, „Herr Entspekter, wo kann ick dat woll bestellen!"

„Dat salst Du ok nich, min Döchting, äwer dat Senftplaster, dat kannst Du man bestellen, ick gäw' dat ja den' ollen Wallach ok ümmer, wenn hei sick männigeins verfungen hat, un denn noch ein Footbad vörn Taubedgahn mit 'n Hand vull Torfasch!"

Dürten gung un leet anspannen, un up dei Kägelbahn wörd dat wat düster. Rekter Klüß smeet noch tweimal Pudel, Koopmann Selchow Quinque un de Can'dat wedder Schaufterhüker. Bräsig rementert noch mal alle Nägen un hadd acht Gröschen

wun'n. „Dat oll Wäder kümmt mi ok 'n Dag tau fräu", seggt Breetspräker, „vör min Klewerauſt." „Schad' uns niks", seggt Bräsig, „wir haben allens schon rein", un schäuw sien Geld in de Büksenklapp, datt all de Gröschens unnen wedder dörchkläterten. Nu kamm so einen lütten Küselwind, de Böhm bögten dei Telgen un dei dicken Druppen rasterten up de Kegelbahn.

„Na, denn man immer jüh!" reep Koopmann Selchow, un nu güng dat in so 'n lütten Zuckeldraw dörch den Goren, bi de Schüns vorbi, äwer dei Meßkaul, un so in Bräsigen sien Stuw rin.

Dat Wäder brök los mit Dunner un Blitz, un de Rägen strippte as lange Bindfaden dal, un dei Wind rastert mit de Druppens an de Finsterschiewen, un de oll Dackrönn hadd jewoll tau veel drunken un äwergaw sich, un vör Bräsigen sien Husdör leep so 'n lütten Swериner See tausammen mit lütte Bülgens.

„Dat 's all ein Daun", seggt Bräsig, „man kenen Hagelschlag nich", un stellt sick an den Aben mit taurügböhrt Rockschöt, as wenn dat Winter was und hei wull sick de Achterpartie man' bäten angläuh'n laten. „O, dat dullst hew' wi hadd", säd Rekter Klüß. „Ja", säd Breetspräker, „dat hätt väl tau dull anfungen." „Gestrenge Herr'n

regieren nich' lang'", wull Bräsig äben seggen, äwer dat Wurt bleiw em in' Hals bestäken. En höll'schen Blitzslag hadd de Stuw hell makt un glief achter an bautzt un bullert dat as de Kanon' up dat Stemhäger Schüttenfest.

„Zü da!" reep Selchow, „dat hätt inslagen."

„Wenn dat man nich up'n Hoff is!" säd Bräsig und rönnt vör de Döhr. Up'n Hoff was nicks tau seh'n, äwerst achter den Schaapstall bluckt' wat up. „Dat 's min lütt Swienskawen", schreeg Bräsig, „man swind de Sprütt rut!" Un nu kammen de Knechts, un dat was ein Geloop, as mößt de ganze Hoff in Flammen upgahn. Melkemmers un Füeremmers un Watertunns wölterten äwer den Hoff; Rekter Klüß äwernamm dat Kummando bi de Pump', de Knecht rögten an den Swengel, as mößt de Bodden den letzten Druppen hergäwen. Bräsig hadd dat Kummando an de Sprütt, äwer de oll Dudelkasten was ok man' bäten swackmäudig un dat Water güng man pieplings rut un kamm nich in dat Füer, dat leep all up den Meß.

„O, min leiw Bräsig", säd Koopmann Selchow, „Du häst jewoll versäkert!" wat so väl heiten söll as: „Lat de oll Schateek man awbrennen."

„Nicks is versäkert", säd Bräsig, „un min oll Sääg mit de söß Farken is ok woll all dodt!" Nu

kamm äwer de Regen so dull, as bi Vadder Noa'n de Sünflaut, un de Häwen hadd ein Insehen un de Schün's kemen ut de Gefor, un löscht dat Füer, wat bäter as de oll intweiig Sprütt. Bräsig hadd sick jo in Fräujohr ne Sääg instellt; de oll lütt' Farken wull hei up Jehanni verköpen un de Olsch up Martini slachten. As sei nu tau dat awbrennt Flag kamm, säd hei: „Die Olsch is verbrennt un de Farken sünd fläuten", un de olle Burß kratzt sick trurig achter de Uhren, äwerst wenn de Trurigkeit am gröttsten, dann is Krischan Piependeckel de nägst. Dat wort denn ok nich lang, da kamm Krischan mit de Sweep, mit wecker hei letzthen Musch Katern utstäkert hadd, un hei möt' de Olsch mit de söß läwigen Farken üm de Schaapstallegg.

„Krischaning, wat is dit", reep Bräsig seelenvergnäugt un hei wunnerwarkt sick, „kannst Du hexen, Krischaning, wo in aller Welt häst Du dat anstellt?"

„Dat is för de Katt", seggt Krischan, „de ick di dodslagen hew. Ick was in den Goren un wull Mudding ehr Bücks vör dat Nattwarden rinnämen, äwerst sei was ja all klatschnatt, un as nu de Blitzslag kamm, was dat g'rad noch Tid nog de Swien ruter tau stäkern."

Aewer dißen Eddelmauth föll Bräsig Krischan

Piependeckel üm den Hals un strakt em un säd: „Krischaning, de Kater ist dodt, wann hei äwerst noch wedder to Vorschien kamen söll, denn häw ick niks dawedder, wenn Du em bi de Been an de Windmähl anbinnst.“

Den annern Middag was Musch Kater richtig wedder dor, un Nachwächter Bolten sin oll Lütt behöll Recht. Dat oll Ding sach noch ein bäten weikmäudig ut, let sick äwerst dat End Spickaal, wat Bräsig ehr taudacht had, gaud smecken.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Schack, Eberhardt Gustav

Nach berühmten Schablonen feuilletonistische Karrikaturen

München 1879